Lesebuch

für die

Oberklasse der Landschulen,

sowie

für Sonntagsschulen.

Von

G. F. Heinisch und V. Groß.

I. Abtheilung:

A. Das Leben des Menschen in Gesellschaft. B. Geographisches. C. Geschichtliches.

Bamberg, 1863.
Verlag der Buchner'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

A. Das Leben des Menschen in Gesellschaft.

B. Geographisches.

C. Geschichtliches.

I. Abtheilung.

A. Das Leben des Menschen in Gesellschaft.

1. Das walte Gott!

Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich die Arbeit an;
Mit Gott nur geht es glücklich fort;
Drum ist dies auch mein erstes Wort:
Das walte Gott!

All' mein Beginnen, Thun und Werk
Erfordert Gottes Kraft und Stärk'.
Schwing' dich, mein Herz, zu Gott allzeit!
Ihr Lippen, sprecht mit Freudigkeit:
Das walte Gott!

So Gott nicht hilft, so kann ich nichts;
So Gott nicht spendet, da gebricht's.
Gott gibt und thut mir alles Gut's;
Darum so sprech' ich guten Muths:
Das walte Gott!

Ohn' Gott geht Alles segenslos,
Sei Kunst und Wissen noch so groß.
Mit Gott nur geht es, wie es soll;
Drum sprech' ich täglich glaubensvoll:
Das walte Gott!

2. O selig' Haus rc.

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ;
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;

Wo Aller Herzen dir entgegenschlagen,
Und Aller Augen freudig auf dich seh'n;
Wo Aller Lippen dein Gebot erfragen,
Und Alle deines Wink's gewärtig steh'n!

O selig Haus, in welchem Gottes Liebe
Den Vater und die Mutter stets vereint;
Wo nur aus gleichem Sinn und gleichem Triebe
Die reichste Fülle guter Frucht erscheint;
Wo Beide unzertrennlich an dir hangen
In Glück und Unglück, Freud' und Ungemach,
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten wie auch bösen Tag!

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets an's Herz dir legt,
Dir, Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr, als Mutterliebe hegt und pflegt;
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freu'n, du lieber Heiland, du!

O selig Haus, wo Knecht und Magd dich kennen
Und wissend, wessen Augen auf sie seh'n,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mög' gescheh'n,
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demuth willig und in Liebe frei,
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu'!

O selig Haus, wo du die Freude theilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt!
O selig Haus, wo du die Wunden heilest
Und Aller Arzt und Aller Tröster bist,
Bis Jeder einst sein Tagewerk vollendet,
Und bis sie endlich Alle ziehen aus dahin,
Woher der Vater dich gesendet,
In's große, ew'ge, schöne Vaterhaus!

3. Muttersorge.

In Afrika lebte eine fromme Mutter, die hieß Monika. Sie war eine Wittwe und hatte einen Sohn, der hieß Augustin.

Aber der Jüngling fiel zugleich in die Netze der Sünde und einer ungöttlichen Weisheit, und sein unverständiges Herz wurde verfinstert und sein Weg verderbt. Die Mutter aber gedachte, er würde ihre grauen Haare mit Leide hinunter in die Grube bringen. Und sie rief zu dem Herrn in ihrer Noth und brachte viel Gebet und Thränen vor ihn. Desgleichen auch suchte sie Rath und Hilfe bei frommen Menschen, namentlich bei einem erfahrenen Bischof, den sie bat: „Sprich mit meinem Sohne, ob du ihn bekehrest von dem Irrthum seiner Wege!“ Aber der Bischof sagte: „Nicht also; denn er ist jetzt noch aufgeblasen und brüstet sich seiner neuen Weisheit; er möchte sein Ohr verstopfen gegen meine Rede. Aber laß ihn, und fahre du fort, für ihn zu bitten bei dem Herrn; der wird ihn überführen zu seiner Zeit.“ Aber deß konnte sich die Mutter noch nicht getrösten, und sie bat zum andern und zum dritten Male: „O Herr, erhöre die Stimme deiner Magd und sprich mit meinem Sohne!“ Und sie weinte viel. Da entsetzte sich der Bischof über des Weibes Liebe und rief: „Gehe hinweg und halte also an; denn es ist unmöglich, daß ein solcher Thränensohn sollte verloren gehen können!“ Und dem Weibe dünkten die Worte, gleich als wären sie vom Himmel geredet. Und über eine lange Zeit, da geschah, wie sie geglaubt und gebeten hatte, und sie konnte mit Freuden sprechen: „Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!“ Noch mehr, ihr Sohn ward einer der treuesten Diener in der Kirche Christi.

Ihr Kinder, also liebt, sorgt und weint ein Mutterherz! Es ist aber nicht fein, seiner Mutter solche Thränen auszupressen. Wollt ihr vor solcher Sünde behütet bleiben, so hört auf die Stimme eures Gottes und folgt ihm. Er liebt euch noch mehr, als Vater und Mutter; denn also spricht der Herr: „Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht über dasselbe erbarme? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen!“

4. Der Löwe zu Florenz.

»Der Löw' ist los! der Löw' ist frei!
Die eh'rnen Bande sprengt' er entzwei!
Zurück, dass ihr den sträflichen Muth
Nicht schrecklich büsset mit eurem Blut!«

Und Jeder suchte mit scheuer Eil'
Im Innern des Hauses Schutz und Heil;
Auf Markt und Strassen, rund umher
Ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, sein unbewusst,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutterhand,
Sass auf dem Markt am Brunnenrand.

Wohl Viele sah'n von oben herab
Und schauten geöffnet des Kindleins Grab;
Sie rangen die Hände und weinten sehr
Und blickten zagend nach Hilf' umher.

Doch Keiner wagt, das eigne Leben
Um des fremden willen dahin zu geben;
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das Jedermann meiden will.

Und schon mit rollender Augen Gluth
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
Ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n;
O, qualvoll, herzzerreissend zu schau'n.

So rettet nichts das zarte Leben,
Dem grässlichen Tode dahingegeben! —
Da plötzlich stürzt aus einem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

»Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weih'n?
Unglückliche Mutter! Zurücke den Schritt;
Du kannst nicht retten, du stirbest mit!«

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

Der Löwe stutzet, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte gerührt, so Jung, wie Alt,
Des Mutterherzens Allgewalt

Und des Löwen grossmüthigen Sinn zugleich;
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: »Um des eignen Kindes Leben
Hätt' ich auch meines dahingegeben!«

5. Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins wurden. Ueber dem Zanken nnd Streiten versäumten sie die Arbeit; ja, einige böse Menschen machten sich diese Streitigkeiten zu Nutzen und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbe zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, der diesen Bündel Stäbe entzweibricht, zahle ich hundert große Thaler baar.“

Einer nach dem Andern strengte alle seine Kräfte an, und Jeder sagte nach vergeblichem Bemühen: „Es ist gar nicht möglich!“

„Und doch,“ sagte der Vater, „ist nichts leichter.“ Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei!“ riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und Niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Das Haus, der Ort, das ganze Land,
Besteht nur durch der Eintracht Band.

6. An meinen Sohn Johannes.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen, als Du.

Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzt, und ich

habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen guten Rath geben und Dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare sieht er nicht und kennt sie nicht.

Es ist nicht gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse!

Halte Dich zu gut, Böses zu thun!

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding! Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was Du sehen kannst, das sieh, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort!

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu!

Scheue Niemand so viel, als Dich selbst! Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es Dir vor, mein Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was Du sinnest und vorhast, frage ihn zuvor um Rath! Er spricht Anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Tugend und dergleichen geredet wird, da höre fleißig zu! Doch traue nicht flugs und allerdings; denn die Wolken haben nicht alle Wasser. Manche meinen, sie haben die Sache, wenn sie davon reden können und davon reden. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf Deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht! Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt: laß ihn, und gehe seiner Kundschaft müßig!

Was Einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will; sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist

weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und vom Dünkel genesen ist.

Wenn es Dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich Deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen! Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für Dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion; denn Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Lehre nicht Andere, bis Du selbst gelehrt bist! Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gern ihretwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht immer die Sache der Wahrheit ist, und verhüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin! Thue das Gute still für Dich hin, und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird!

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen! — Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre!

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen Jedermann; doch vertraue Dich nicht Jedermann!

Mische Dich nicht in fremde Dinge; aber die Deinigen thue mit Fleiß!

Schmeichle Niemand, und laß Dir nicht schmeicheln!

Ehre einen Jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient!

Werde Niemand Etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein; aber gerecht sei immer!

Mache Niemand graue Haare; doch wenn Du Recht thust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers bei der Hand, und dünke Dir darum nicht geringer!

Sage nicht Alles, was Du weißt; aber wisse immer, was Du sagst!

Hänge Dich an keinen Großen!

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen!

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach! Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im

Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen!

Wenn Du Noth hast, so klage sie Gott!

Habe immer etwas Gutes im Sinne!

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht!

Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir!

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth, und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für Deinen Heiland, Jesum Christum, durch irgend Etwas bezeugt zu haben!

Dein treuer Vater
Claudius.

7. Liebe und ehre deine Eltern!

Die besten Freunde, die ich habe,
Das sind die lieben Eltern mein;
Von ihnen wird mir jede Gabe;
Drum will ich ihnen dankbar sein.

Am Mutterherz lieg' ich geborgen,
Und Mutterliebe zieht mich groß,
Und Vatertreu' und Vatersorgen
Bereiten mir ein glücklich Loos.

Ach, dann erst werd' ich's recht empfinden,
Wenn einst der Tod ihr Auge bricht!
Zwar werd' ich Freunde wieder finden;
Doch Eltern, — nein, das sind sie nicht!

8. Den Eltern Gleiches vergelten, ist wohlgethan.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleissigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an und liess sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, dass der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern dass er als Taglöhner täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es nicht wohl begreifen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und noch so frohen

Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrocke erwiederte ihm: »Es wäre mit mir übel bestellt, wenn ich so viel brauchte. Mir muss ein Dritttheil davon genügen; mit dem andern Dritttheil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritttheil lege ich auf Zinsen an.« Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: »Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, dass sie mich einst im müden Alter auch nicht verlassen werden.“

War das nicht schön gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt?

Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für dessen Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Der alten, schwachen Eltern pflegen,
Ehrt dich und bringt dir Gottes Segen!

9. Die ungleichen Brüder.

Vater Braun hatte zwei Söhne, welche er von Jugend auf anhielt, Alles zu lernen, was ihnen im späteren Alter nöthig und nützlich sein konnte. Sie mußten sich an das Frühaufstehen gewöhnen, um in den Morgenstunden ihre Schulaufgaben zu lernen. Der jüngere von den Söhnen war ein braver Knabe. Er that, was er seinen Eltern an den Augen absehen konnte. Sobald es Tag wurde, stieg er munter aus dem Bette, wusch sich, kleidete sich an und setzte sich dann hin, um seine Lection zu lernen, bevor er in die Schule ging. Wenn er aus der Schule kam, hob er seine Bücher ordentlich auf und ging dann seinen Eltern in ihren Geschäften an die Hand. Obwohl er erst zehn Jahre alt war, begleitete er doch den Vater schon auf Feld und Wiese, um ihm, soviel es seine schwachen Kräfte vermochten, arbeiten zu helfen und sich allmählich die Kenntnisse anzueignen, die ein Bauer nöthig hat. Daher kam es, daß er schon, als er im vierzehnten Jahre aus der Schule entlassen wurde, alle Arbeiten verrichten konnte, die im Felde, im Garten, auf der

Wiese, im Stalle vorkommen. Der ältere Bruder war in Allem gerade das Gegentheil. Er war ein Langschläfer, lernte seine Aufgaben entweder gar nicht, oder doch nur schlecht, und wenn er aus der Schule kam, ging er lieber dem Spiele, als der Arbeit nach. Daher blieb er dumm und unbeholfen in Allem, was ein Bauer wissen und kennen muß. — Als die Söhne groß geworden waren, theilte der Vater sein kleines Gut unter sie. Es erhielt Jeder nur wenige Aecker. Der jüngere Sohn bearbeitete die seinigen mit allem Fleiße und aller Sorgfalt. Wenn Morgens der Tag graute, hatte er schon seine beiden Kühe gefüttert; dann spannte er sie an, und mit den Worten: „Gott walt's!" fuhr er in das Feld. Seine wenigen Aecker waren stets im besten Zustande; sie lagen so schön bearbeitet da, wie ein Garten, und trugen reiche Ernten. Daher wurde der Wohlstand des jüngeren Sohnes zusehens vermehrt. Er konnte bald noch andere Aecker kaufen, welche er eben so sorgfältig bewirthete. Sein älterer Bruder hingegen war träge. Wenn andere Leute schon lange im Felde waren, stand er erst vom Bette auf, und bis er gefüttert und angespannt hatte, kamen die fleißigen Leute schon von der Arbeit nach Hause. Bei dem Ackern, Pflügen, Eggen, Säen und allen anderen Feldarbeiten war sein Wahlspruch: „Schon gut, schon gut," und wenn die Arbeit auch schlecht gethan war. Seine Aecker konnte man unter allen anderen erkennen; denn sie waren voll Schollen, voll Steine, voll Unkraut. Die Ernten fielen daher spärlich und immer spärlicher aus, und schon nach wenigen Jahren war der faule und unverständige Bauer ein Bettler geworden.

10. Der Edelknabe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe am Hofe Friedrich's des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie zu unterstützen; aber von seinem Gehalte ließ sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, Etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemach des Königs wachen, um aufzuwarten, wenn er Etwas verlangte. Manchen war dieses zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern an Andere. Der arme Edelknabe fing an, solche Wachen zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er

dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich Etwas vorlesen lassen. Er klingelte; er rief; allein es kam Niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; allein er war über dem Schreiben eingeschlafen.

Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es schon die dritte Nacht, daß ich für Geld Wacht habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder 10 Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke." Gerührt über das gute Herz dieses Jünglings läßt der König ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bette. Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, woher es gekommen sei. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte; doch erschrack er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er demüthig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich Alles anschaffen konnte, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. Der treffliche Sohn stieg nachher immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter.

11. Die abverdiente Kuh.

Ein Jüngling, dessen Eltern arme Taglöhnersleute waren, diente bei einem Bauern. Eines Nachmittags saß er auf seinem Pfluge und ruhte mit seinen zwei Ochsen, welche sich, müde vom Schieben, niedergelegt hatten und wiederkauten. Da kam ein Mann aus dem benachbarten Dorfe und sagte: „Weißt du es schon, daß deinen Eltern in der vergangenen Nacht ihre einzige Kuh gefallen ist?" Der Knecht sprang erschrocken von seinem Pfluge auf und seine Augen standen voll Wasser. Aber er wußte auch sogleich, was er thun wollte. Als er heimgekommen war und seinen Ochsen ihr Futter aufgesteckt hatte, ging er zu seinem

Herrn in die Stube und sagte: „Gebt mir eine von Euren Kühen. Geld habe ich nicht; aber ich will Euch ein ganzes Jahr dafür dienen.“ Der Bauer nahm den Vorschlag an, und der wackere Sohn führte noch in derselben Nacht die Kuh in aller Stille in den Stall seiner Eltern, ohne ihnen Etwas davon zu sagen. Aber seine Mutter, die am Morgen darauf zuerst in den Stall kam, errieth sogleich, woher diese Nachfolgerin ihrer gefallenen Rothen gekommen war und trocknete mit der Schürze mehr als eine Freudenthräne. — Der Sohn diente nun ein ganzes Jahr, ohne einen Heller auf die Hand zu bekommen, treu und redlich. In den nächsten zehn Jahren aber ersparte er sich so viel, daß er das kleine Gut seiner Eltern schuldenfrei übernehmen konnte.

„Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und mit Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme!“

12. Der Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben;
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
»Was,« spricht sie, »willst du draussen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht!
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste beste Bösewicht.«

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesung'nes Reiselied.
Er meint, die Fremde nur macht Leute;
Nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum sucht er's gleich recht in der Weite; —
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hilfe ruft man alle Basen;
Jedwede gibt dazu ihr Wort;
Doch Peter lässt nicht mit sich spassen;
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
»So sieh doch nur den Vater an!

Der reiste nie, und ist nicht dummer,
Als mancher weit gereiste Mann.« —

Doch Peter lässt sich nicht bewegen,
So dass der Vater endlich spricht:
»Nun gut, ich wünsch' dir Glück und Segen!
Fort sollst du! — doch nun zögr' auch nicht!« —
Nun geht es an ein Emballiren
Vom Fuss hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, dass auch nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen;
Gleich nach dem Essen geht er heut';
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und Alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen;
Doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: »Wie Gott es will!«
Er muss die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön
Und sagt, man soll nur sitzen bleiben,
Denn weiter lässt er Keinen geh'n.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Ob's gleich beinah' ihn hätt' gereut;
Nach jeden hundert Schritten steht er
Und denkt: »Wie ist die Welt so weit!« —
Das Wetter will ihn auch nicht freuen:
Es geht der Wind so rauh und kalt;
Er glaubt, es kann noch heute schneien,
Und schneit's nicht heut', so schneit's doch bald.

Jetzt schaut er bang' zurück; jetzt geht er
Und sinnt, wie weit er heut' noch reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg, — ach! da steht er!
Und Niemand, der zurecht ihn weist! —

»Ach!« klagt er, »so was zu erleben,
Gedacht ich nicht; — dass Gott erbarm'! —
Hätt' ich der Mutter nachgegehen,
So säss' ich jetzt noch weich und warm!

Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wahrlich toll und dumm! —
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!«
Und rasch beschliesst er, sich zu drehen,
Wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' es mögen sehen —
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern sassen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tief betrübt dazu.
Der Peter liess sie gern beim Schmause;
Ihn reizte nur der Heimath Glück;
Drum rannt' er spornenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, dass in der Näh' und Ferne
Sein Fuss sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Incognito noch in die Stadt.
Doch kaum ist er nun heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen;
Allein er machte sich nichts draus.

Man spasst: »Du musst mit Meilenschuhen
Gewandert sein! Drum setz' dich auch
Nun hinter'n Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch!« —
Er thut's. — Dann treten seine Alten
Zur Stubenthür' betrübt herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
»Ach Gott, wo mag mein Peter sein?«

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
»Was schreit Ihr denn? — hier bin ich ja!« —

Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: »Schon wieder da? —
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen!
Die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich hab's dem Kerl heut' angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird.«

Die Mutter betete, durchdrungen
Von frommem Dank: »'s ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim, dess bin ich froh!« —
Doch Peter sagte ganz beklommen:
»Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit,
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiss, wie weit!«

13. Die glückliche Familie.

Paul Wohlfeld und seine getreue Gertrud besaßen das schönste Bauerngut in Weizheim; ihre Kinder waren die beliebtesten im ganzen Dorfe; ihre Wirthschaft war ein Muster für die Gegend. Früher diente Paul als Knecht auf demselben Gute, welches er jetzt als Eigenthümer bewirthschaftete. Seine Dienstherrschaft hatte aber eine bedeutende Erbschaft gemacht und zog auf das größere Gut, das ihr zugefallen war. Paul, als redlicher Mensch und guter Landwirth bekannt, wurde als Pächter zurückgelassen, obgleich er zu seiner Einrichtung nur hundert Thaler aufweisen konnte, die er während seiner Dienstzeit nach und nach zurückgelegt hatte. Man vertraute ihm und brauchte für seine Ehrlichkeit und Ordnungsliebe keine Bürgschaft. Seine Gertrud, die von ihren ehrlichen aber ganz armen Eltern außer den besten Segenswünschen nichts bekommen konnte, brachte ihm dennoch eine hübsche Ausstattung zu. Diese war ihr von einer verstorbenen Verwandten, welche sie fünf Jahre lang gewartet und gepflegt, und deren wunderliche Laune sie mit großer Geduld ertragen hatte, in ihrem Testamente ausgesetzt. Aus jenen hundert Thalern und dieser Ausstattung war nun ein ganzes Bauerngut, Haus und Hof, Felder, Wiesen, Gärten, Waldung, Vieh, Schiff und Geschirre und Hausgeräthe geworden, und das Alles durch die Befolgung einer ganz einfachen Regel. Diese heißt: Bete und arbeite! Paul und Gertrud arbeiteten mit einander ehrlich und treu, wie sie es vermochten, und da ihnen Gott Kinder schenkte, hielten sie dieselben auch zur Arbeit an, so daß

sie selten fremde Leute in ihrem Haushalte brauchten, die sie theuer hätten lohnen müssen, und welche die Arbeit doch nicht so zum Nutzen würden verrichtet haben. Mit dieser sorgsamen Thätigkeit verbanden sie aber auch eine weise Sparsamkeit, die, zwar weit entfernt von niedrigem Geize, doch jeden erlaubten Gewinn sich aneignete und jede unnütze Ausgabe zu vermeiden suchte. Diese Sparsamkeit beobachteten sie besonders bei dem Genusse der Speisen und Getränke, sowie bei der Bekleidung. In keinem Hause wurden einfachere und nahrhaftere Speisen genossen, als in dem Wohlfeld'schen; Alle befanden sich daher auch gesund und wohl. Leckereien, die sie erst kaufen mußten, und welche die Gesundheit zerstören, kamen nicht auf den Tisch. Ebenso war Niemand im Dorfe reinlicher und anständiger gekleidet, als Wohlfeld und seine Familie; aber fast der ganze Anzug war aus Gertrudens eigener Wirthschaft hervorgegangen. So wurde durch den goldnen Spruch: „Kauf' nicht, was du hättest gern; nur, was du nicht kannst entbehr'n," so viel erspart, daß es zu den nöthigen Ausgaben nie an Geld mangelte, und Wohlfeld nie an die Abtragung einer Schuld erinnert wurde, weil er gewöhnlich Alles bezahlte, ehe es fällig war. Dabei vergaßen sie nie, den Segen Gottes auch durch frommes Gebet sich zu eigen zu machen. Mit reinem Gewissen konnten sie auch, da weder Müßiggang noch drückende Armuth, die Beide viel Böses lehren, sie in Versuchung führte, frohen Muthes zu dem emporsehen, der die Herzen der Menschen prüft, und ihm von ganzer Seele vertrauen. Auf einem solchen Hause mußte Gottes Segen ruhen. Ihre Arbeit brachte Lohn. Ihre Kinder wuchsen hoffnungsvoll heran und waren dem Dorfe Muster der Eintracht, der Thätigkeit, der Wohlanständigkeit, der Bescheidenheit und der Zufriedenheit. Selten sah man sie in Anderer Gesellschaft; denn sie befanden sich nirgends besser, als im eigenen Hause. Als Wohlfeld alt und lebensmüde starb, da weinten wohlversorgte Enkel an seinem Grabe; Getrudens Töchter waren gepriesene Frauen, ihre Söhne angesehene Männer geworden. Denn die Tugenden des Vaters und der Mutter waren als köstliches Erbgut auf sämmtliche Kinder übergegangen, und des Vaters Segen hatte ihnen Allen Häuser gebaut.

14. Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft.
Die Knechte heißen: Selbst-geschafft

Und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit;
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger heißen Schenk' und Koch.
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und gut Gewissen,
Die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

15. Parabel.

Es ritt ein Herr; das war sein Recht;
Zu Fuße ließ er geh'n den Knecht;
Er reitet über Stock und Stein,
Daß kaum der Knecht kann hinterdrein.
Der Treue schleppt sich hinterher
Dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
Zu Falle komm' er schwer.

„Herr! Herr!“ erschallt des Knechtes Ruf,
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf,
Und schlagt ihr nicht den Nagel ein,
So wird der Huf verloren sein.“ —
„Ei, Nagel hin und Nagel her!
Der Huf hat ja der Nägel mehr
Und hält noch ungefähr.“

Und wieder schallt des Knechtes Ruf:
„Herr! losgegangen ist ein Huf,
Und schlagt ihr nicht das Eisen an,
So ist es um das Roß gethan.“ —
„Hufeisen hin, Hufeisen her!
Das Rößlein hat Hufeisen mehr
Und geht noch wie vorher.“

Und eh' der dritte Ruf erschallt,
Da ist es an den Stein geprallt;
Das Rößlein liegt und steht nicht auf;
Geendet ist des Herren Lauf.
Er spricht nicht mehr: „Roß hin, Roß her!“
Er rafft sich auf und schreitet schwer
Mit seinem Knecht einher.

16. Der fromme Knecht.

Ein frommer Knecht in unsrer Zeit
Ist eine wahre Seltenheit.

Er fürchtet Gott und glaubet frei,
Dass er im Dienst des Höchsten sei
Und von demselben auf der Erde
Auch seinen Lohn empfangen werde.
Deshalb hat er vor Gott stets Scheu,
Ist seinem lieben Herrn getreu
Und lebt, so lang er hier muss wallen,
Zum Nutzen ihm und Wohlgefallen.
Er thut die Arbeit ohn' Geheiss
Mit Ernst und einem solchen Fleiss,
Als ob die Sachen seines Herrn
In allen Punkten seine wär'n.
Zum Fleisse treibt an jedem Ort
Er auch die andern Knechte fort
Und gibt der Herrschaft gleich Bericht,
Wo Schad' und Unrecht ihr geschicht.
Er trinket sich auch niemals voll,
Bedenket seine Worte wohl;
Man hört nie, dass er schilt und flucht;
Denn er hält stets auf Ehr' und Zucht.
Dazu ist er auch fein verschwiegen
Und mag die Herrschaft nie belügen.
Er nimmt vorlieb mit Speis' und Trank,
Empfängt den Lohn mit warmem Dank.

17. Herr Michel.

Michel ward des alten Pachters Mertens Knecht;
Doch nach wenig Wochen war ihm nichts mehr recht:
Essen mager, Butter alt,
Bette hart und Stube kalt.

Wenn die Erbsenschüssel auf dem Tisch erschien,
Sah man seinen Löffel umgewandt darin;
Er sprach spöttisch dann für sich:
„Klebst du dran, so ess' ich dich!"

Bald des Dienens müde, sann er hoch umher,
Nahm ein Weib und dachte: „Ha, nun bin ich Herr!"
Doch so mancher Jugendtraum
Ist gar oft nur bunter Schaum.

Ach, das eig'ne Tischchen deckt sich nicht so leicht,
Wie's am fremden Herde manchem Michel däucht;

Auch der unsre fand um's Jahr
Diesen Spruch nur allzu wahr,

Sehnte sich mit Schmerzen — aber nun zu spät —
Nach der Erbsenschüssel und dem harten Bett;
Immer größer ward die Noth
Und die Sorg' um's trockne Brod.

Nun zum alten Pachter tritt er flehend ein,
Einen halben Scheffel Erbsen ihm zu leih'n;
Jener schweigt und führet ihn
Nach der Vorrathskammer hin.

Hier am Erbsenhaufen steh'n sie still und stumm;
Merten vor dem Scheffel kehrt die Schaufel um,
Stößt sie ein und spricht für sich:
„Klebst du dran, so mess' ich dich!"

Michel weint; der Alte sieht's und spricht mit Ernst:
„Wohl dir, wenn du weinen und dich bessern lernst!
Nimm die Erbsen zum Geschenk
Und sei meiner eingedenk!

Dächten alle jungen Brüder Michels g'nug
An den Erbsenhaufen und den Doppelspruch:
„Klebst du dran, so ess' ich dich;
Klebst du dran, so mess' ich dich!"

18. Rath einer Mutter an ihre Tochter, welche bei einer harten Herrschaft in Diensten steht.

Ich habe Dein Schreiben erhalten, meine liebe Tochter! Du beklagst Dich in demselben sehr über die Härte und Unbilligkeit Deiner Herrschaft, und daß Du bei aller Mühe, die Du anwendest, ihr zu Gefallen zu leben, es doch nie recht machen kannst. Wenn Deine Klagen gegründet sind, so thut es mir leid. Indessen kann ich doch Deinen Vorsatz, den Dienst vor der Zeit zu verlassen, gar nicht billigen, und muß Dir das durchaus widerrathen. Denn Dein Herr würde immer das Recht haben, Dich wieder zurückzufordern; und wenn Du nicht mit Güte kämest, so könnte er Dich mit Gewalt dazu zwingen. Dann würde aber Deine Lage noch viel härter und unerträglicher werden. Halte Deine Zeit geduldig aus; denn der liebe Gott will, daß wir nicht bloß den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen Herren gehorsam sein sollen. Ich traue

es Dir wohl zu, daß Du Dir keine Saumseligkeit und Unordnung wirst zu Schulden kommen lassen, weshalb Deine Herrschaft mit Recht mit Dir unzufrieden sein könnte. Aber vermuthlich hält sie sehr auf Pünktlichkeit und Genauigkeit und will Alles ohne Fehler haben. Da kann es doch wohl sein, daß, wenn Du eine Sache noch so gut gemacht zu haben glaubst, es immer noch besser sein könnte, ehe es ganz vollkommen ist. Und da Deine Frau sich die Mühe gibt, Dir Alles ordentlich zu weisen, so wird es Dir nicht schädlich sein, daß sie Dir auf die Hände sieht und keinen Fehler durchgehen läßt; Du wirst dadurch desto geschickter werden und Dich zur Arbeitsamkeit und Ordnung gewöhnen, was Dir in Zukunft sehr zu Statten kommen wird.

Gesetzt auch, daß einmal ein Vorwurf unverdienter Weise Dich trifft, so bist Du ihm vielleicht ein ander Mal entgangen, da Du ihn wohl verdient hättest. Dienstboten müssen ihren Herrschaften, wenn diese es sonst nur gut mit ihnen meinen, nicht Alles zu genau nehmen. Der Stand der Untergebenheit, in welchem sie leben, macht ihnen Dulden und Nachgeben zur Pflicht. Bei den Haus- und Nahrungssorgen, bei den mancherlei Verdrießlichkeiten, welche die Berufsgeschäfte mit sich bringen, und bei dem mannigfaltigen oft großen Kummer, welchen Hausväter und Hausmütter fast täglich haben, können sie nicht immer aufgeräumt sein. Dienstboten, die von allen diesen Sorgen nichts fühlen, müssen ihre Herrschaft wegen der üblen Laune, worin sie sich deshalb befindet, eher beklagen und mit stillem Wesen die Ausbrüche derselben ertragen. Hüte Dich nur, daß Du nicht durch unbescheidenen Widerspruch und durch ein trotziges Wesen — den gewöhnlichen Fehler böser Dienstmädchen — ihren Zorn reizest, so wirst Du gewiß ihre Liebe gewinnen. In jedem Fall wird es Dich nie gereuen, wenn Du meinen mütterlichen Rath in Acht nimmst, und ich werde immer gern sein

Deine

Dich liebende Mutter

Marie Werner.

19. Hans und Lise.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätt' man's gern

besser. Aus diesem Fehler entstehen viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millonen bayerische Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen sassen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein geklopft hatten, kam durch die Kammerthüre ein weisses Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht losch aus; aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Fräulein aus und überzog alle Wände. Ueber so Etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser junges Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Weiblein mit wundersüsser, silberreiner Stimme sprach: »Ich bin eure Freundin, die Bergfee Anna Fritze, die im krystallenen Schlosse mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streuet und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.« Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: »Das lautet nicht übel.« Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und Etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee mit aufgehobenem Zeigefinger warnte. »Acht Tage lang,« sagte sie, »habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht!« »Das ist kein Fehler,« dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke, der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon im Voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Bassgeigen, so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wünschen nicht wussten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe

sie es genug überlegt hätten. »Nun,« sagte die Frau, »wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.«

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen Beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der russigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihr künftiges Glück. Als aber die Frau die gerösteten Kartoffeln auf das Plättchen anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg, — »wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,« sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas Anderes zu denken, — o weh! da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder, wie ein Morgenroth und Rosenduft unter einander, durch den Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

»Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre,« sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas Anderes zu denken; — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so sass die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht gross. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig; aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mussten sie die Bergfrau bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Lise von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die

nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero eins: Verstand, dass du wissen mögest, was du Numero zwei wünschen sollest, um glücklich zu leben; und weil es leicht möglich wäre, dass du alsdann Etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue. Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wenn man den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

20. Schullied.

Lieblich ist die Morgenstunde,
Wenn man sie mit Gott beginnt.
Freud' im Herzen, Dank im Munde
Ziemet einem Christenkind,
Das nach einer sanften Nacht
In des Schöpfers treuer Wacht
Ohne Gram und ohne Sorgen
Aufgewacht zum hellen Morgen.

Lasset uns gen Himmel schauen,
Wo die Sonne glänzend steht
Und auf Berge, Thal und Auen
Licht und Leben niedersä't!
Aber mehr, denn Sonnenlicht,
Strahlet Christi Angesicht;
Gnad' und Friede, Heil und Wahrheit
Leuchten hier in ew'ger Klarheit.

Wie die Frühlingsblumen blühen
In der Sonne mildem Glanz,
Also will er uns erziehen
Sich zu einem Blumenkranz.
Segnend lockt und rufet er
Alle Kindlein zu sich her;
Alle sollen ihn erkennen,
Heiland ihn und Bruder nennen.

Komm' denn, Herr des ew'gen Lebens,
Tritt in unsern Kreis herein!

Hilf und laß uns nicht vergebens
Deines Wortes Schüler sein!
Nimm des treuen Lehrers wahr!
Segne Deiner Kinder Schaar!
So wird Alles wohl gedeihen
Und dein Herz sich unser freuen. Amen.

21. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer.

Ein Bauer, schon in grauen Haaren, jedoch in Allem unerfahren, sah, daß sein Nachbar Hinz, des Auge nicht mehr taugte, zum Lesen eine Brille brauchte. Entschlossen eilt er in die nächste Stadt und fragt, wer Brillen zu verkaufen hat. Man weiset ihn zurecht. „Ich möchte eine Brille kaufen!“ rief er den Brillenhändler an. „O, damit kann ich, lieber Mann,“ erwiedert jener ihm, „zu Dutzenden Euch dienen; kommt nur herein zu mir in's Haus und sucht Euch selber unter ihnen die, welche euch am besten passet, aus. Hier diese scheint besonders helle; da, nehmt dies Buch — Ihr stehet an der Quelle; — probiret, ob dadurch Ihr deutlich lesen könnt!“ Der Bauer, der vor Neugier brennt, zeigt sich bereit dazu, setzt jede auf die Nase und gucket schmunzelnd durch; er wischet an dem Glase und dreht es hin und her; — umsonst, das Lesen will nicht gehen. Der Brillenhändler bringt der Gläser mancherlei aus seinem Vorrath noch herbei; doch wollte schlechterdings für Kunzens Augen kein einzig Glas nur im Geringsten taugen. „Ei!“ fing der Kaufmann an, „bald merk' ich, wo es brennt; vielleicht, mein Freund, daß Ihr noch gar nicht lesen könnt?“ „Hm!“ sprach der Bauer drauf, „Herr, wenn ich lesen könnte, da wär' ich wohl ein Narr, daß ich nach Brillen rennte!“

22. Gebrauch der Zeit.

O braucht die Zeit!
Denn keine jener Stunden,
Die einmal euch entschwunden,
Ja selbst kein Augenblick
Kehrt jemals euch zurück.

O, braucht die Zeit!
Die Blüthe eurer Jugend
Der Weisheit und der Tugend
Mit wahrem Ernst zu weih'n,
Wird niemals euch gereu'n.

O, braucht die Zeit!
Denn Stunden müßig zählen,
Das heißt, sich selbst bestehlen;
Das Loos des Faulen ist
Verachtung, wie ihr wißt.

O, braucht die Zeit!
Das Gute stets verschieben,
Heißt nicht, das Gute lieben;
Jetzt ist die Zeit der Saat
Für jede gute That.

O, braucht die Zeit!
Von eurem ganzen Leben
Müßt Rechenschaft ihr geben.
Der Mann am Greisenstab
Legt nicht mehr Fehler ab.

23. Wie man's treibt, so geht's.

Hans war im Kinderrocke schon ein ungezogner Bube;
Fast ärgerte der böse Sohn den Vater in die Grube.

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth, sein Ungestüm, sein Toben;
Kein Nachbar war dem Buben gut; kein Lehrer konnt' ihn loben.

Er sprang, er lief und kletterte hoch über Mau'r und Hecken;
Oft schrie die Mutter Ach und Weh und sah es an mit Schrecken.

Kein Graben war für ihn zu breit, er musst' hinüberspringen;
Doch wollte die Verwegenheit nicht immer recht gelingen.

Sah er des Vaters Pferd im Stall, husch! war der Junge droben;
Und dann ging's über Berg und Thal, dass Kies und Funken stoben.

Das Sitzen war nun gar sein Tod, das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten ihre Noth und führten bittre Klage.

Beim Schreiben hatt' er selten Ruh'; ihn schreckten die Vokabeln;
Kaum hört' er noch geduldig zu der Amme Wunderfabeln.

Nun wuchs der Bursche so heran im zügellosen Wesen;
Der Bart verkündigte den Mann; doch konnt' der Mann kaum lesen,

Leer war der Kopf und roh der Sinn, wild, ungestüm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin, und Hans zu nichts recht tüchtig.

Gross war er wohl, doch ungeschickt und seiner Eltern Schande;
Zuletzt ging er, vom Schimpf gedrückt, aus seinem Vaterlande.

Was half ihm das? Ihm fehlte stets Geschick und Brod und Ehre;
Denn, Kinder, wie man's treibt, so geht's. Merkt euch die weise Lehre!

24. Die lange Tafel.

„Nun Kinder, wenn ihr fleißig seid, so will ich euch ein Schauspiel zeigen, das euch gewiß recht herzlich freut; denn es hat nirgends seines Gleichen.

Habt ihr die Tafel schon geseh'n, an der viel Tausend Tausend speisen? Wir wollen heut' spazieren geh'n; da will ich euch die Tafel weisen.

Die Tafel ist unendlich lang und stets gedeckt für Millionen. Nun seid recht fleißig! Unser Gang soll euren Fleiß gewiß belohnen."

So sprach mit väterlichem Sinn ein Lehrer einst zur kleinen Heerde, und Alles setzt sich fleißig hin, daß, was er sprach, erfüllet werde.

Und als der Unterricht vollbracht, sieht man die Kleinen lauschend stehen. „Nun rasch die Bücher zugemacht! Ihr sollt die lange Tafel sehen." —

Drauf führt er seine kleine Schaar auf eines Berges hohe Spitze. Als sie hier angekommen war, ruht sie auf weichem Rasensitze.

Die Kraft der Kleinen kehrt zurück. Sie möchten nun die Tafel sehen. „Wo ist sie wohl?" fragt jeder Blick. „Wir müssen wohl noch weiter gehen?"

„Nun liebe Kinder, schaut einmal hinunter auf die schönen Fluren! Wie glänzen doch im Sonnenstrahl allüberall des Segens Spuren!

Wie schmückt des Baumes Blüthenschnee die neuerwachte schöne Erde! Dort tummelt sich im fetten Klee die breitgestirnte Rinderheerde.

Das ist die Tafel, stets gedeckt für Millionen froher Gäste. Und Gott, der alles Leben weckt, bewirthet, was er schuf, auf's Beste.

Von Anfang her hat er's gethan und speist noch jetzt die jungen Raben. O betet ihn recht dankbar an, den Geber aller guten Gaben!

Ja, Aller Augen warten sein; denn Allen gibt er ihre

Speise. Das, Kinder, präget tief euch ein, daß frommer Dank den Geber preise!“

25. Gehorchet der Obrigkeit; denn sie ist von Gott!

August. Es ist doch gar nicht schön, lieber Vater, wenn man nicht thun darf, was man will; ich wollte, es hätte uns Niemand Etwas zu befehlen.

Vater. Das hieltest du für gut und schön?

August. Ja freilich, das wäre herrlich!

Vater. Du irrst sehr, lieber August! Wenn Jeder thun dürfte, was er wollte, so würde es schlimm, ja sehr schlimm in der Welt aussehen. Unter den guten Menschen leben viele böse; diese könnten ungehindert Böses thun: betrügen, stehlen, rauben und morden. Betrachte den schönen Apfelbaum vor unserem Hause mit seinen köstlichen Früchten, die nun bald reif werden, und denke an böse Menschen, in denen die Lust nach diesen Aepfeln aufsteigt, und die ungehindert thun könnten, was sie wollen!

August. Ach, die würden gewiß die herrlichen Aepfel herabnehmen und uns um den Genuß derselben berauben!

Vater. Ohne Zweifel würde dies geschehen. Aber so würde es nicht bloß mit unsern Aepfeln gehen, sondern auch mit anderen Dingen. Gesetzt, leichtsinnige und böse Menschen haben das Ihrige verschwendet, wollen nicht arbeiten, haben daher mit Noth zu kämpfen und müssen in bitterer Armuth leben. Dies behagt ihnen durchaus nicht. Wir dagegen haben uns durch Fleiß und Sparsamkeit Etwas erworben, damit wir zur Zeit der Noth nicht Mangel zu leiden haben. Was meinst du, was könnte diesen Menschen wohl auch einfallen?

August. Ach sie werden uns doch nicht unser Eigenthum nehmen wollen? Dies würden wir schon nicht leiden; wir würden uns wehren.

Vater. Sie wenden vielleicht aber Gewalt an, und wer weiß, ob sie uns nicht, wenn es ihnen freisteht, zu thun, was sie wollen, unseres Lebens berauben, um nur zu unserem Eigenthum zu gelangen.

August. Lieber Vater, ich sehe recht gut ein, was du mir durch diese Beispiele sagen willst; es wäre in der That recht schlimm, wenn Niemand befehlen und Jeder thun könnte, was er will.

Vater. So ist's recht! Es muß Jeder genau wissen,

was er zu thun und zu lassen hat. Alles Böse muß streng verboten sein. Wo viele Menschen in Gemeinschaft bei einander leben, da müssen Gesetze bestehen; sonst kann keine Ordnung sein. Diese Gesetze entstehen aber nicht von sich selbst, sondern müssen gegeben werden. Die gesetzgebende Gewalt im Lande ist aber die Obrigkeit. Indessen die besten Gesetze würden, lieber August, nichts helfen, wenn Niemand darauf sähe, daß sie auch gehalten werden; denn was meinst du: Wäre es schon genug, wenn die Obrigkeit noch so ernstlich befehlen würde: „Niemand vergreife sich an dem Leben seiner Nebenmenschen!?"

August. Nein, sie muß auch darauf sehen, daß dieses Gesetz nicht übertreten werde.

Vater. Und was wird mit dem geschehen müssen, der doch gegen dasselbe handelt?

August. Er muß bestraft werden; denn sonst wäre Niemand seines Lebens sicher.

Vater. Du siehst nun wohl daraus, lieber August, wie nothwendig es ist, daß es eine Obrigkeit gibt, die zu befehlen und darauf zu sehen hat, daß Alle ihren Befehlen genau nachkommen. Die Obrigkeit ist übrigens auch noch in gar vielen andern Beziehungen dringend nothwendig. Ich setze z. B. den Fall, es stirbt Jemand ohne Kinder und hinterläßt ein bedeutendes Vermögen. Nach seinem Tode finden sich mehrere Anverwandte ein, von welchen Jeder meint, er habe das nächste Recht zur Erbschaft. Du wirst dir wohl denken können, wer hier ausmachen oder entscheiden soll, wem das Vermögen gehört.

August. Das muß wohl auch die Obrigkeit entscheiden?

Vater. Ja wohl! Was würde wohl geschehen, wenn in diesem Falle keine Obrigkeit einschreiten würde?

August. Sie würden sich zanken oder wohl gar einander schlagen.

Vater. Das ist sehr leicht möglich, und es würde in einem solchen Falle das Gut an den Stärkeren kommen, wenn es ihm, genau genommen, auch gar nicht gehört. Solche Fälle nun, in welchen der Schwächere immer nur den Kürzeren ziehen muß, können bei uns nicht so leicht stattfinden, weil die Obrigkeit dergleichen Streitigkeiten nach Recht entscheidet.

August. Ich erkenne nun immer mehr, wie unentbehrlich die Obrigkeit ist.

Vater. Du magst hinsehen, wohin du willst, mein Sohn, so findest du überall Spuren von den Wohlthaten und den

weisesten Anordnungen und Einrichtungen, die wir der Obrigkeit zu verdanken haben. Denke nur an die vielen nothwendigen und nützlichen Anstalten, welche sie theils gründet, theils erhält!

August. Sie sorgt ja auch für gute Schulen, in welchen wir unterrichtet werden.

Vater. Ganz richtig; sie legt dieselben an und bestellt tüchtige Lehrer, durch welche für wahre Bildung und Veredlung des Herzens der Jugend gesorgt, und letztere nicht bloß für dieses, sondern auch für das zukünftige Leben vorbereitet wird. Sie sorgt auch dafür, daß fromme Diener des Herrn die Gemeinden im Worte Gottes unterrichten, im Glauben stärken, im Guten befestigen, in den Leiden trösten, im Andenken an ihre Sünden und an den Tod durch den Glauben an Vergebung der Sünden und an das ewige Leben aufrichten, damit die Menschen nicht bloß hier auf Erden glücklich, sondern dereinst auch ewig selig werden sollen.

August. Lieber Vater! Es war recht thöricht von mir, daß ich vorhin meinte, es wäre gut, wenn Jeder thun dürfte, was er will; ohne Gesetz und ohne Obrigkeit könnten wir ja gar nicht bestehen.

Vater. Wer hat dies aber so eingerichtet und geordnet? und wer ordnet Alles in der Welt so, wie es ist?

August. Der liebe Gott.

Vater. So ist also die Obrigkeit von Gott verordnet. Dies sagt auch der Apostel Paulus, wenn er im Briefe an die Römer spricht: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet." Da nun die Obrigkeit von Gott über uns gesetzt ist, was wird er von uns wollen, wenn sie uns Etwas befiehlt?

August. Er wird wollen, daß wir ihr gehorchen sollen.

Vater. Wenn aber Jemand der Obrigkeit ungehorsam ist, versündigt er sich dann bloß gegen die Obrigkeit?

August. Nein, er versündigt sich auch gegen Gott.

Vater. Was hat er aber auch dann von Gott zu erwarten?

August. Er wird von Gott bestraft werden.

Vater. Ja freilich, und zwar in vielen Fällen durch die Obrigkeit selbst. Und wenn die Obrigkeit dies thut, in wessen Namen und Auftrag handelt sie da?

August. Im Namen und Auftrage Gottes.

Vater. So wollen wir denn der Obrigkeit in allen Stücken treuen und willigen Gehorsam leisten; dann wird es in unserem Lande gut stehen. Wehe aber einem Volke, welches den Gesetzen der Obrigkeit nicht willig nachkommt! Die Geschichte lehrt es in vielen Beispielen, daß ein solches Volk sich selbst unglücklich macht. Wenn uns z. B. die heilige Schrift einen recht traurigen Zustand schildern will, in welchem sich das israelitische Volk befand, so sagt sie: „Zu derselben Zeit war kein Richter in Israel, sondern ein Jeder that, was ihm Recht däuchte. Aber freilich war dann auch das unglückliche Volk die Beute aller raubgierigen Nachbarn, bis wieder eine kräftige Obrigkeit kam, die sie von den auswärtigen Feinden befreite und im Lande wieder Ruhe und Ordnung herstellte. Gott bewahre uns vor einem solchen gesetzlosen Zustande und erhalte die Obrigkeit!

26. Dem Landesfürsten.

Heil dir im Siegerkranz,
Vater des Vaterlands!
Heil, Herrscher, dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein!
Heil, Herrscher, dir!

Nicht Roß und Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten steh'n;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründet den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und erlösche nie
Für's Vaterland!
Wir Alle stehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich.

Handel und Wissenschaft
Hebe mit Muth und Kraft
Ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An deinem Thron!

Sei, Landesvater, hier
Lang' deines Volkes Zier,
Der Menschheit Stolz!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein!
Heil, Herrscher, dir!

27. Das Kirchlein.

O, sehet doch, wie fein und hold
Dort unser Kirchlein strahlet,
Rings von der Abendsonne Gold
Umflossen und bemalet!

Wie ist's so still und leis umher!
Nein, solch ein Kirchlein gibt's nicht mehr!

Es prangt im Grünen hell und weiss
Und schauet frisch und munter
Auf unsers stillen Dörfleins Kreis
Und dann in's Thal hinunter.
Man sieht's ihm an, wie es sich freut
In seiner Zierd' und Reinlichkeit.

O, seht im goldnen Abendglanz
Des Kirchleins Fenster strahlen!
Wie eine Braut im Blumenkranz,
So steht es da zum Malen.
Ei, schauet, wie es glänzt und glüht
Und wie ein Pfirsichbäumlein blüht!

Und glaubt es nur, nicht minder schön
Ist's Kirchlein auch von innen.
Fein blau und weiss die Bänke steh'n,
Und ist so still darinnen.
Und Sonntags steht kein Bänklein leer —
Nein, solch ein Kirchlein gibt's nicht mehr!

O, seht! die liebe Sonne sinkt;
Es dunkelt schon im Thale.
Nnr noch des Thurmes Spitze blinkt
Im letzten goldnen Strahle.
Wie wird's so heimlich rings umher!
Nein, solch ein Kirchlein gibt's nicht mehr!

28. Du sollst den Feiertag heiligen.

Ich will dir erzählen, was im Emmenthal in der Schweiz einem Bauern, der nach Gott und den Menschen nichts fragte und bloß nach dem eigenen Kopfe fahren wollte, begegnet ist. An einem Sonntag hatte er viel Korn draußen liegen. Als er Nachmittags an den Bergen die Wolken gesehen und die Brunnenröhre, die ordentlich tropfte, da hat er das Gesinde zusammengerufen und gesagt: „Rasch hinaus, gehäufelt und gebunden! Es wettert auf den Abend; bringen wir tausend Garben trocken ein, so gibt's darnach Wein genug!"

Das hörte seine Großmutter; die war 80 Jahre alt und ging auf zwei Krücken. Sie kam mühsam daher und sagte: „Jo-

hannes, was denkst du doch! So lange ich mich zurückerinnern mag, ward hier am Sonntag nicht eine Hand voll eingeführt, und meine Großmutter hat mir gesagt, auch sie könne sich's nicht besinnen, und doch ist immer Segen bei der Sache gewesen, und von Mangel hat man hier nichts gewußt. Und wenn es noch Noth am Mann wäre, Johannes, ein naß Jahr! Aber trocken war es bisher, und trocken wird es wieder werden, und Naßwerden schadet dem Korn nichts, und würde es ihm schaden, so hast du zu denken: Der Herr, der das Korn gegeben, der gibt auch den Regen, und wie er es gibt, so hast du es anzunehmen. Johannes, thue es nicht, ich halte dich dringlich an!" Bei diesen Worten der Großmutter stand das Gesinde umher; die Alten machten ernsthafte Gesichter; aber die Jungen lachten und sagten unter sich, das Altväterische sei jetzt abgethan; jetzt sei eine andere Welt. „Großmutter, habt nicht Kummer!" sagte der Bauer. „Alles muß einmal zum ersten Mal geschehen, und deßhalb ist's noch nicht bös. Unserm Herrgott wird das nicht viel machen, ob wir heute schaffen oder schlafen, und eben so lieb wird ihm das Korn unter Dach, als im Regen sein. Was drin ist, ist drin, man braucht deswegen nicht Kummer zu haben; denn wie es morgen sein wird, weiß Niemand." — „Johannes, Johannes! drin und draußen ist die Sache des Herrn, und wie es diesen Abend sein wird, weißt du nicht; aber du weißt, daß ich deine Großmutter bin, und dich um Gotteswillen anhalte: laß heute dein Korn draußen! Ich will, wenn du es sonst nicht machen kannst, ein ganzes Jahr kein Brod essen." „Mutter," sagte Johannes darauf, „deshalb sollt ihr nicht weniger Brod haben; aber es gibt alle Jahre neue Gebräuche, und seine Sache sucht man alle Tage besser zu machen." — „Aber Johannes, die Gebote bleiben die alten, und kein Titelchen wird daran vergehen; und hast du auch dein Korn unter dem Dache, was hilft es dir, wenn du Schaden leidest an deiner Seele?" — „Für die kümmert Euch nicht!" rief Johannes, „und jetzt Buben auf und gebunden; die Zeit wartet nicht!" „Johannes, Johannes!" hat das Mütterchen noch gerufen, aber leider vergebens. Und während sie betete und weinte, führte Johannes Garben ein, Fuder um Fuder; Menschen und Thiere schienen mit Flügeln behaftet zu sein. Tausend Garben waren unter Dach, als die ersten Regentropfen fielen; schwer, als wären es Pfundsteine, fielen sie auf die dürren Schindeln. „Jetzt, Mutter!" triumphirte Johannes, indem er mit seinen Leuten in die Stube trat,

„jetzt ist's unter Dach, und Alles ist gut gegangen. Mag es jetzt stürmen, wie es will, und morgen schönes oder schlimmes Wetter sein; ich habe es unter meinem Dache!" — „Johannes, aber über deinem Dache ist des Herrn Dach!" sagte die Großmutter feierlich, und als sie das sagte, ward es hell in der Stube, daß man Jedem in sein angstvolles Gesicht sehen konnte, und ein Donner schmetterte über dem Hause, als ob dasselbe mit einem Streich in Millionen Splitter zerschlagen würde. „Herr Gott, es hat eingeschlagen!" rief der Erste, der reden konnte; Alles stürzte zur Thüre hinaus. Das Haus stand in vollen Flammen; aus dem Dache heraus brannten bereits die eingeführten Garben. Wie stürzte Alles durch einander; wie vom Blitz geschlagen war jede Besonnenheit! Die alte Mutter allein behielt klare Besinnung; sie griff nach ihren beiden Krücken, sonst nach nichts, suchte die Thüre und einen sichern Platz und betete: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Dein und nicht mein Wille geschehe, o Vater!" Bis auf den Boden brannte das Haus ab; gerettet wurde nichts. Auf der Brandstätte stand der Bauer und sagte, sich selbst anklagend: „Ich hab's unter meinem Dache! Aber über meinem Dache ist des Herrn Dach, hat die Mutter gesagt." Gar grausig soll das anzusehen gewesen sein. Viele Leute sind hingegangen und haben sich ein Exempel daran genommen, daß Alles in des Herrn Hand sei, sei es auf dem Acker oder unter einem Dache; daß, was man vor dem Regen geflüchtet, von dem Blitze ereilt werden könne, wohin man es auch geflüchtet habe.

29. Der Sonntag.

Sieh an die Straße still und rein; heut' feiert Alles, Groß und Klein. Der Meister schloß die Werkstatt zu. Willkommen, heil'ge Gottesruh! — Der Vater ruft, und Weib und Kind zum Frühgebet versammelt sind; und als sie freundlich ihn umsah'n, stimmt er das Morgenliedchen an: „Du, der die Sonn' heraufgeführt, dir, Vater, unser Dank gebührt! Durch deinen Geist mach' uns bereit zur Tugend und Gottseligkeit!" — „Mach' fest uns heut' und ferner fort im Glauben an dein göttlich Wort; zum Guten Eifer, Kraft und Lust gieß reichlich uns in unsre Brust!" — Und als, von Andacht tief gerührt, ein Jeder Licht und Leben spürt, da hört man durch die Morgenluft, daß hell die Morgenglocke ruft. — Schon kommt's zu Hauf, und

Jung und Alt im Sonntagsschmuck zum Tempel wallt; es werden nun — wie's werden soll — die Häuser leer, die Kirchen voll. Und wie ein Strom, recht stark und weit, klingt's Lied der frommen Christenheit; dann sanft gesenkt wie Abendruh', horcht Herz und Ohr dem Lehrer zu. — Und als der Vater kommt in's Haus, forscht er die Kinder freundlich aus: „Sag' an, du kleiner Himmelsgast, welch Sprüchlein du behalten hast!" Und eh' die Sonn' hinunter fuhr, steigt Mancher noch in Feld und Flur, und dort am grünen Betaltar wird Licht und Lieb' im Herzen klar. Auch Mancher pflückt, wie's Gott ihm gab, zum Schluß ein Blümchen Freude ab; doch Zucht und fromme Sitte wacht — ein reines Herz gibt gute Nacht! So wird in wahrer Heiligkeit der Feiertag dem Herrn geweiht. Sag' an, ob auch bei uns, mein Christ, der schöne Tag so heilig ist!

30. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johanne las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?"
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth da gesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest du? O, wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
Und halt' an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb."

Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruh'n.
„Frau," hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn;
Bereit es kräftig; fege Flur und Haus;
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß:
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast!
Putz' unsre Kinderlein; mach' Alles rein!
Der werthe Gast will wohl empfangen sein!"

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? Wie heißt der liebe Mann?“
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herrn lud'st du zu dir?“
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall;
Zum lieben Gotteshause zieh'n sie All';
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm', besuche mich!
Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

Wie die Gemeine drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht;
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
„Wo doch der Gast so lange bleiben mag?“

Es schlägt auch Eins. Da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein; die Kinder steh'n
So hungrig da, und noch ist nichts zu seh'n,
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast.“

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein.“
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm', sei unser Gast,
Und segne uns, was du bescheret hast!“

Da klopft es an der Thüre. Seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß!
„Geseg'n euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stückchen Brod!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt;
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird!“

Da eilt der Vater: „Komm', du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!

Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm', labe dich, du kommst noch nicht zu spät!"
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und „Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein,
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein.
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er einem nicht am Haus vorüber geht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut' unser Gast, der Heiland Jesus Christ."

31. Adventslied.

Lobt den Herrn! Die Gnadensonne
Gehet auf mit hellem Schein;
Und des Himmelreiches Wonne
Strömt mit ihrem Licht herein.

Jauchzt dem Herrn! Aus Gottes Höhen
Wallt herab sein Friedensbund;
Paradieseslüfte wehen
Wieder neu durch's Erdenrund.

Jauchzt dem Herrn im Jubelpsalme,
Der die Sünder nicht verstiess!
Seht, des ew'gen Lebens Palme
Blüht im neuen Paradies!

32. Weihnachten.

Finsterniß deckte das Erdreich und Dunkel die Völker in der traurigen Zeit, da noch den Weisen im Morgenlande der Stern nicht erschienen war. Aber die Zeit war erfüllet, und nun offenbarte der Vater im Himmel der Menschheit seine unendliche, allerbarmende Liebe. Es erschien der Engel des Herrn der Maria und dem Joseph, ihnen die Geburt dessen verkündigend, der sein Volk selig machen sollte von seinen Sünden. In Bethlehem, der kleinen Stadt Davids im jüdischen Lande, wohin der Befehl des römischen Kaisers Augustus auch die Maria zur Schätzung beschieden hatte, dort wurde das Heil der Welt geboren, der eingeborne Sohn Gottes, das Kind Jesus.

So vollführte Gott, der Allliebende, seinen Rathschluß, den er schon in der Ewigkeit für uns beschlossen hatte; so erfüllte er die Reihe jener Verheißungen, die er den harrenden Vätern ge-

geben; so öffnete er wieder die Thüre in's Paradies, den Weg zur Seligkeit, der seit der Sünde des Einen der Menschheit verloren gegangen war. Denn Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Weihnacht ist so recht das Fest der Freude und Liebe! Es freuet sich die ganze Christenheit, wenn am ersten Weihnachtsfeiertage auf's Neue aller Welt im Tempel des Herrn die frohe Botschaft verkündigt wird: „Euch ist heute der Heiland geboren!" Es freuen sich am Vorabende des Festes, am heiligen Weihnachtsabende, alle Christenkinder, wenn ihnen der grüne, lebensfrische, junge Tannenbaum in seinem hellen Lichterschmuck sinnbildlich vor Augen führt: „Sieh, nun ist in Bethlehem ein neues Leben aufgegangen, das Licht der Welt, welches denen erschien, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen. Sinnbildlich ist auch die Christbescherung. An dem Tage, an welchem die Liebe des Vaters alle Welt so überschwänglich segnete, füllt auch die Liebe allein die Herzen der Christen. Die Liebe aber kennt nichts Seligeres, als Geben. So bescheren denn noch heutiges Tages, wie einst die Weisen dem Christkinde, die Eltern in Liebe ihren Kindern allerlei Segen in irdischen Gütern, ein schwaches Sinnbild des Segens in himmlischen Gütern, der ihnen in Christo Jesu zu Theil wird.

33. Charfreitag.

Wie, sollt' ich heut' nicht weinen,
Da er gestorben ist,
Der treuste Freund der Kleinen,
Der liebe heil'ge Christ?

An einem Kreuzesstamme
Da hat sein Herz gebebt,
Das Herz, in dem die Flamme
Der reinsten Huld gelebt.

Nun hat es ausgeschlagen;
Er liegt im stillen Grab;
Die treuen Jünger klagen
Und blicken stumm hinab.

Wer soll uns nun erlösen
Von unsrer Schmerzenslast,
Da du, geliebtes Wesen,
Im Tode bist erblaßt?

O Welt voll Trug und Sünden,
Die diese That verübt,
Wie soll ich wieder finden
Den Freund, der uns geliebt?

Harr', Seele, und sei stille,
Verweil' an seinem Grab!
Bald wälzt des Vaters Wille
Den Grabstein ihm herab.

34. Das Osterfest.

Wenn die Natur im Frühling aus winterlicher Erstarrung zu neuem Leben erwacht, und die Erde, von der fesselnden Hülle

des weißen Leichentuches befreit, wieder in das Grün der Hoffnung sich kleidet: dann feiern wir Ostern oder das Fest der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi. Auf Golgatha am Kreuze hatte unser Heiland den schmach- und martervollsten Tod erlitten und dadurch das Werk unserer Erlösung vollbracht. Da wähnten seine verblendeten Feinde, als er nun in's Grab gelegt und das Grab versiegelt und von Hütern bewacht war, sie hätten vollkommen gesiegt und Alles wohl gethan. Aber Christus hatte schon den Tod überwunden. Er sprengte des Grabes Riegel und ging am dritten Tage verklärt aus dem Grabe hervor. In alle Welt erscholl die Botschaft von dem Siege des Lebensfürsten; und am Ostermorgen wird alle Jahre auf's Neue verkündigt: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!"

Dies Osterevangelium erfüllt, wie eine andere belebende Frühlingssonne, die ganze Christenheit mit Freude und Jubel. Wie draußen der Winter mit Schnee und Eis flieht, und der Frühling einzieht mit frischem Grün, reizenden Blumen und süßen Liedern befiederter Sänger, so vertreibt die Osterpredigt die Furcht vor Tod, Grab und Verwesung aus dem Herzen, und die Hoffnung zieht ein und bringt neues Leben, das geschmückt ist mit Geduld, Frieden und Freude. Christus ist uns als Herzog unserer Seligkeit vorangegangen durch Tod und Grab. Er hat dem Tode die Macht genommen und dessen Stachel zerbrochen; verklärt sitzt er jetzt zur Rechten Gottes und zieht die Seinen nach sich. Unser Leib zerfällt zwar in Staub und Asche; aber wenn wir genug geschlummert haben im Grabe, ruft uns die Stimme Christi wach, und wir werden mit verklärtem Leibe in einem neuen Leben wandeln. Wie ein Keim des Lebens in dem Ei schlummert, das wir um Ostern zu unserem Mahle wählen, so ist in unserem irdischen Leibe ein verborgener Keim zu einem verklärten himmlischen Leibe enthalten.

35. Zum Himmelfahrtsfest.

Weißt du, warum die Festesglocken läuten?
Das soll ein schönes Freudenfest bedeuten;
Denn Christus hat sein Werk vollbracht auf Erden
Und soll ein König nun des Himmels werden.
Des Vaters Hand hat ihn emporgehoben
Und reichet Thron und Scepter ihm dort oben.

Du lieber Jesus, sanfter Freund der Kleinen,
Vergiß in deinem Himmel nicht der Deinen!

Wenn unbekannte Schmerzen einst mich drücken,
So laß mich auf zu deinem Reiche blicken
Und denken: „Dort, dort wohnt mein treuer Führer,
Mein Rath, mein Hort, mein Heiland und Regierer!“
Zum Himmel ist er siegreich eingegangen;
Vom Himmel soll ich seinen Trost empfangen;
Für seinen Himmel will er mich erziehen;
Dort soll ich einst im Garten Gottes blühen.
O lieber Gott, lenk' aufwärts Herz und Sinne,
Damit auch ich dein Himmelreich gewinne!

36. Das Pfingstfest.

Schon die Juden feierten, wie wir aus der heiligen Schrift erfahren, ein Pfingstfest. Dasselbe war ihnen ein Erntedankfest, an welchem die zu Ostern begonnene Getreideernte feierlich durch Darbringung von zwei gesäuerten Broden geschlossen wurde. Später feierten sie es auch zur Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai. Das christliche Pfingstfest hat mit jenem nur den Namen gemein; denn es soll uns an die Ausgiessung des heil. Geistes erinnern, die zu Jerusalem geschah 50 Tage nach der Auferstehung Christi und 10 Tage nach seiner Himmelfahrt.

Die Bedeutung unseres christlichen Pfingstfestes ergibt sich aus folgender Betrachtung. Der Heiland hatte seine Jünger, welche die Trauer über seinen Tod am Kreuze kaum in der Freude über seine Auferstehung hatten vergessen können, am Himmelfahrtstage ganz verlassen, aber mit der Verheissung, ihnen einen Tröster zu senden, der sie in alle Wahrheit leiten solle. Am Pfingsttage ging diese Verheissung in Erfüllung; denn, was der Herr zusagt, das hält er gewiss. Da kam denn der Geist aus der Höhe über die Jünger, und sie, die vorhin so furchtsam, so schüchtern gewesen waren, traten jetzt auf mit Muth und Freudigkeit und verkündigten den versammelten Juden in begeisterter Rede Jesum, den Gekreuzigten und Wiedererstandenen. Und welch ein Segen ruhte auf dieser Predigt! Tausende kamen hinzu zu dem kleinen Häuflein der Jünger und wurden gläubig an den Heiland. Der Geist Gottes aber ist derselbe gestern und heute, und was er

vor vielen Jahrhunderten gewirkt hat, das wirkt er auch noch heute, indem er die ganze Christenheit auf Erden berufet, sammlet, erleuchtet, heiliget und bei Jesu Christo im rechten einigen Glauben erhält. Darum bittet der gläubige Christ am Tage der Pfingsten darum, dass das Reich Gottes sich ausbreiten möge mehr und mehr vom Aufgang bis zum Niedergang, damit alle Menschen zu einem grossen Bruderbunde vereinigt werden, die ihn, den allmächtigen Herrn aller Welten, als Vater erkennen und kindlich verehren.

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht vor deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!

37. Gebet zum dreieinigen Gott.

O Vaterhand, die mich so treu geführet,
O Vaterauge, das mich treu bewacht,
O Vaterherz, das meine Bitte rühret,
Und das mit ew'ger Liebe mein gedacht:
Du wollest mich denn ferner treulich leiten,
Daß ich den graden Weg zum Himmel geh',
Und mich zum ew'gen Leben zubereiten,
Es sei durch Lieb' und Leid, durch Wohl und Weh!

O mein Erlöser, der für mich gestorben,
Und der mich Gott erkauft mit seinem Blut,
Der mir Vergebung aller Schuld erworben,
Daß nun mein Herz im Frieden Gottes ruht:
Du wollest mich denn immermehr erlösen,
Von allen Banden völlig mich befrei'n,
Bei aller List und aller Macht des Bösen
Der Held, durch den ich endlich siege, sein!

O heiliger Geist, der du mit sanftem Triebe
Mich strafest, tröstest, treibst und beten lehrst,
Der du den Gottesfrieden und die Liebe,
Die Hoffnung und den Glauben mir bescherst:
Regiere mich und drücke mir den Stempel
Der Gotteskindschaft in die Seele ein,
Und laß mich meines Gottes heil'ger Tempel
Voll Stille, voll Gebet und Andacht sein!

38. Das Erntefest.

Glücklich ist der letzte Reichthum des Jahres in die Speicher gebracht; Felder und Wiesen stehen fast öde und leer. Die fröhlichen Landleute freuen sich schon im Voraus auf das morgige Erntefest. Noch heute sammeln sie die schönsten blauen Kornblumen und knospende Feldrosen, um sich morgen mit duftigen Kränzen schmücken zu können. Aus den vollsten Aehren winden sie einen goldschimmernden Kranz, um ihn am folgenden Tage dem wackern Gutsherrn zu überreichen.

Eine rosige glänzende Abendröthe malt den westlichen Himmel mit Purpurgluth und verkündet einen herrlichen Tag. Schon am frühen Morgen ist Alt und Jung geschäftig, sich in die Festkleider zu werfen. Es ertönt das Kirchengeläute, das heute mit feierlichem Klange die Herzen Aller rührt und zum Danke gegen Gott erhebt. Alles eilt dem freundlichen Gotteshause zu. Jubelgesänge durchschallen den Tempel. Der würdige Pfarrer rührt mit trefflicher Rede die Herzen Aller; in den Augen der Greise wie der Kinder zittert eine Dankesthräne und fromm und andächtig blicken sie zu dem auf, der das Jahr wieder mit seinem Gute krönte, der ihnen wieder auf eine lange Zeit das Leben fristete, der sie mit reichem Segen überschüttete. Stille Gebete steigen auf zum Herrn, der mit Wohlgefallen auf die dankerfüllte Versammlung herabblickt.

Der Gottesdienst ist beendet. Eine wohlbesetzte Tafel lacht im Hause den Zurückgekehrten entgegen. Alle nehmen ihre Plätze ein, und nach einem kurzen Gebete beginnt das mäßige Mahl. Eine frohe Musik rauscht nach demselben dem fröhlichen Völkchen entgegen.

In heiterer Stimmung bleibt man beisammen. Rechtzeitig begibt sich dann ein Jeder zur Ruhe, um für das folgende Tagesgeschäft nicht untüchtig zu sein.

39. Ein Friedhofsbesuch.

Beim Todtengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!

Thu' auf die Thür' und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab!"

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„Wie heißt der Theure, der Euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?“

„Die Mutter ist es; kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?“

„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer Euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich Euer Wort.

Hiert wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun Euer todtes Mütterlein.“

Da steht der Krieger lang' und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.

Wie schlöß' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein?!“

40. Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht,
Wenn ich mich schlafen lege!
Breit' deine Flügel aus,
Dass sich kein Unfall rege!
Wehr' auch das Böse ab,
So mich im Traum anficht,
Dass rein die Seele bleib'!
Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht,
Wenn ich vom Schlaf aufstehe
Und nach des Herrn Befehl
An mein Geschäfte gehe!
Halt' mich zu jeder Stund'
Ihm treu und meiner Pflicht;
Ich folge deinem Wink!
Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht,
Wenn ich soll Kummer tragen!

Ob schwer, ob lang er sei,
Lass mich doch nicht verzagen!
Wisch' ab mit Liebeshand
Den Schweiss vom Angesicht
Und stärk' die müde Seel'!
Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht,
Wenn ich einmal soll scheiden
Von Welt und Freud' und Lieb'!
O, hilf' mir's thun mit Freuden!
Kehr' zu den Lieben dich;
Zu ihnen schwebe hin,
Wenn ich zur Ruh' gebracht,
Zu Gott geführet bin!

41. Eine Kohle auf das Haupt des Feindes.

Zwei christliche Familien wohnten in einem Dorfe rechts und links von einem Manne, der den Frieden nicht liebte, wie sie, sondern ein feindseliger Mensch war und sie kränkte, wo er nur konnte. Eines Tages aber kam er mit einem großen Fuder Heu heim und konnte es nicht abladen, sondern mußte es im Hofe stehen lassen, weil ein schweres Gewitter am Himmel stand, und alle seine Leute noch draußen auf der Wiese beschäftigt waren, um wo möglich auch das Uebrige noch heim zu bringen. Voll Sorge spannte er aus und ritt in vollem Trab auf seine Wiese zurück. Aber kaum war er fort, so eilten seine Nachbarn herbei und luden nicht nur das Heu ab, sondern thaten auch eine ihrer Scheunen auf, damit ihr Widersacher, wenn er heim komme, auch mit dem anderen Wagen ohne Aufenthalt in's Trockene kommen könne. Es fielen auch schon einzelne große und schwere Tropfen, als er auf dem Heimwege war, und er konnte nichts Anderes erwarten, als daß seine Heuernte ein recht schlimmes Ende nehme. Wie erstaunte er daher, als er den ersten Wagen schon abgeladen fand bis auf den letzten Halm und mit dem andern nur durch ein weit offenes Thor einfahren durfte. Er war so gerührt, ja erschüttert, daß ihm die Stimme versagte. Er konnte mit keinem Worte um Verzeihung bitten; aber seine beiden Hände reichte er den Nachbarn und war mit ihnen von dem Augenblick an ein Herz und ein Sinn.

„Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!“

42. Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte einen jungen Bären aufgezogen und durch Futter, Schläge und manche Mühe so zahm gemacht, wie einen Hund. Oft brachte nun der Bär seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildpret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte; kurz, er leistete ihm Dienste aller Art. Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Grase dahingestreckt und schlief. Neben ihm saß sein Bär und wehrte die Fliegen ab, die den Greis schaarenweise umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine. Schon zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt, und immer kam sie wieder. Jetzt setzte sie sich abermals auf die Stirne des Schlafenden. Da rief der Bär unwillig aus: „Warte! warte! ich will dich wegbleiben lehren!“ Bei diesen Worten ergriff er einen Stein, zielte richtig und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr den Kopf des Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er dir oft mehr schaden, als dein ärgster Feind.

43. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, wenn du ihn nicht vorher geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt es mehr derselben, als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgiltig, obgleich dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet.“ Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathhauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn

zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, den er im Leben oft vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

44. Verlass dich nicht auf Menschen!

Menschengunst — ein Nebeldunst!
Die dich liebend heut' umfassen,
Können morgen schon dich hassen.
Drum sei weise; nur der Thor
Stützt sich auf ein schwankend Rohr.

Menschengruss — kein sichrer Fuss!
Mancher fragt, wie dir's ergehe,
Ging dir's wohl, so thät's ihm wehe.
Süsse Worte, falsche Treu',
Das ist in der Welt nicht neu.

Menschenwort — kein fester Hort!
Heute heisst's: »Mein Wort zum Pfande!«
Morgen: »Ich bin's nicht im Stande;«
Denn der Spruch: »Ein Wort, ein Eid,«
Gilt nicht mehr in unsrer Zeit.

Menschenmacht — sinkt über Nacht!
Die noch heut' wie Berge stehen,
Kann der Wind wie Spreu verwehen.
Wer auf Menschenmacht vertraut,
Hat sein Haus auf Sand gebaut.

Menschengut — ein' schlechte Hut!
Nicht mit allen Goldeshaufen
Lässt sich Sicherheit erkaufen.
Wer auf Reichthum ruhen will,
Ruhet nicht Minuten still.

Menschenglück — kein Felsenstück!
Mag der Morgen froh erscheinen,
Abends kannst du dennoch weinen.
Auch das heiterste Gesicht
Ist ein Spiegel, der zerbricht.

Menschenzeit — sie reicht nicht weit!
Mancher denkt hinaus auf Jahre;
Morgen liegt er auf der Bahre.
Denn der Tod hält raschen Schritt
Und fragt nicht erst: »Willst du mit?«

Fragst du nun: »Wo sicher ruh'n?«
Ruh' in Gott! Ihm glaub' und traue,
Zu ihm bet' und auf ihn schaue!
Er bleibt Gott, wenn Alles fällt,
Selig, wer zu ihm sich hält!

45. Treue Freundschaft.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwei Handwerksburschen zusammen; der eine war ein Schmied, der andere ein Schneider. Sie reiseten mehrere Wochen mit einander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebensgeschichte erzählt und endlich Brüderschaft mit einander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich und halfen sich gegenseitig in Allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmied in Polen krank wurde und in einem fremden Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bei sich gehabt hätte; denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dies wurde nun freilich verkauft; aber das daraus gelöste Geld war bald verzehrt, und noch sah man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidergeselle recht brüderlich gegen ihn und verließ ihn nicht in seiner Noth. „Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm ja der Nächste!“ dachte er bei sich selbst, und das war er auch. Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen. Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug danken und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen könnte. Aber der Schneider tröstete ihn darüber und sagte: Gott werde es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sei dem andern einen solchen Liebesdienst wohl schuldig,

und besonders in der Fremde müsse Keiner den Andern verlassen. Sie reisten darauf noch mit einander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der arme Schmied Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beide Freunde mußten sich also hier trennen. Als der Schneider wieder weiter wanderte, gab ihm der Schmied eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießung häufiger Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, von einander, ohne eben hoffen zu können, daß sie sich in dieser Welt jemals wieder sehen würden.

Der Schneider wanderte darauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beinahe zehn Jahre blieb und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück und gerieth in Frankfurt am Main unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportirten. Da er aber schwächlich und fast beständig krank war, ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nackt und bloß kam er nach Sachsen, um daselbst wieder Arbeit zu suchen; allein da ihn in seinem schlechten Anzuge Niemand zur Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abends spät sprach er in einem Dorfe (es war gerade an einem Sonnabend) bei einer Schmiede auch um einen Zehrpfennig an. Da dünkte den Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, daß die Stimme des Ansprechenden ihm sehr bekannt sei. Er nahm die Hänglampe in die Hand, schaute dem Bettler in's Gesicht, und — „je Bruder! bist du's oder bist du's nicht?“ riefen Beide fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmied, welcher unterdessen in dieser Schmiede in Arbeit gestanden und durch die Heirath der Wittwe, welcher sie gehörte, wohlhabend geworden war, war ganz außer sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider und schämte sich seiner nicht, obgleich er ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvaterstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine, wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf. „Lene,“ sprach er zu seiner Frau, „geschwind springe hinauf und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sich anders bekleiden kann!“ Der Schneider

wollte allerlei dagegen einwenden; aber der Meister hielt ihm den Mund zu und sagte: „Schweige, und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast's wohl um mich verdient, daß ich mein bischen Hab und Gut mit dir theile.“ Es half nichts: der Schneider mußte sich putzen und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre; und nachdem er in möglichster Eile sein Tagewerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tisch und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten. Dabei erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich sei, und was für eine Bewandtniß es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft habe. Da hatten Alle eine herzliche Freude über den Ankömmling, besonders aber die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte und oft dem guten Schneiderburschen, der in Polen eine so treue Stütze für ihren Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nämlichen Abend zwei fette Gänse schlachten und auf den folgenden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfes zu sich zu Gaste laden. „Juchhei! das soll mir ein Freudentag werden!“ rief er laut aus — und schwang dabei seine Mütze vor Freuden. Der Sonntag kam, und in der Schmiede ging's so fröhlich her, als wenn es Kindtaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmied alle seine Begebenheiten und besonders, was er seinem Kameraden noch für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Erlebnisse auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen und ihr Schneider werden. Der Schmied jauchzte darüber laut und versprach, ihn mit Geld zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider fand sein reichliches Brod im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin und lebte froh und glücklich.

46. Die Schuhe und die zwei Thaler.

Ein junger Engländer, der in Lausanne studirte, ging eines Abends mit dem Professor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, spazieren. Während sie nun so neben einander gingen, sahen sie neben dem Wege ein Paar kothige Schuhe liegen, die, wie sie vermutheten, einem armen auf dem nahen Acker arbeitenden Manne gehören müßten. Der Jüngling

wandte sich zum Professor mit den Worten: „Wir wollen dem Manne einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen und uns dann hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn zu belauschen und seine Verlegenheit zu sehen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finden wird.“ — „Mein lieber Freund,“ erwiederte der Professor, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich und daher im Stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen Thaler, und dann wollen wir uns verbergen!“ Der Student gehorchte, und jetzt stellte er sich mit dem Professor hinter das Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Bauer bequem beobachten konnten. Bald hatte der arme Mann die Arbeit vollendet und ging den Acker entlang dem Wege zu, an welchem er sein Wamms und seine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erstere anzog, schlüpfte er auch mit dem einen Fuß in einen seiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte; er besah den Thaler, kehrte ihn um und besah ihn noch einmal und abermal; jetzt wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber Niemand. Nun steckte er das Geld in die Tasche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Ueberraschung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn; er fiel auf die Knie, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott, so ist es doch wahr, daß du diejenigen nicht verlässest, die auf dich trauen. Du wußtest, daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt, und daß ich rath- und hilflos war. Da hast du mir, o lieber himmlischer Vater, durch irgend ein zum Wohlthun geneigtes Herz dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele deine Güte erkennete, und daß ich dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeigen könnte! Das Werkzeug deiner barmherzigen Hilfe aber segne reichlich, du Vergelter alles Guten, mit deinem besten Segen!“

Der Jüngling stand da in tiefer Rührung, und Thränen benetzten seine Augen. „Nun,“ sagte Durand, „sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?“ — „Ach, mein lieber theurer Herr Professor,“ erwiederte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will; ich fühle jetzt die Wahrheit des schönen, aber bisher nie verstandenen Wortes:

Geben ist seliger, denn Nehmen. Nie anders sollten wir uns dem Armen nahen, als mit dem Wunsche, ihm Gutes zu thun."

47. Der wohlthätige Handwerksbursch.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursch an einer Stubenthüre und bat um einen Zehrpfennig. Als sich Niemand sehen ließ, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Da er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus. Lieber Leser, denke nicht, der hat's lassen drauf ankommen, ob Jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen! Sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursch kam nach ungefähr fünf Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott, ich kann Euch ja nichts geben! Ich selbst lebe von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank." Allein der edle Jüngling dachte bei sich selbst: „Eben deswegen." Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brod darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau," sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthüre zu. Wer der brave Jünglig gewesen und wie er geheißen, kann ich nicht sagen; aber gewiß hat ein Engel im Himmel seinen Namen für ein ander Mal aufgeschrieben.

48. Hellor.

»Recht so!« sprach Johanni zu einem Landmanne, welcher mit Hilfe seiner Kinder Steine aus einem Acker grub, diese hinab in einen Sumpf und aus dem Sumpfe schlammige Erde auf den steinigen Acker hinaufführte, »recht so! auf diese Weise, durch Fleiss und Nachdenken herrscht der Mensch würdig über die Erde und macht sie schöner und fruchtbarer. Gott segne das Werk deiner Hände!«

Freundlich dankte der Landmann, trocknete sich den Schweiss von der Stirne und Wange und erzählte mit gutmüthiger Zutraulichkeit: »Schon seit Jahren merkte ich, wo es meinem Acker fehle; allein es mangelte mir an Zeit, Muth und Kraft, die mühevolle Arbeit zu unter-

nehmen. Nun aber, da Gott mir Mitarbeiter in meinen Kindern gegeben hat, ist es über alle meine Erwartung gut gegangen. Ich bin mit meinem Acker wenigstens um eine Woche früher fertig geworden, als ich es hoffte. Darum hielt ich es für billig, mit der gewonnenen Zeit meinem Nachbar zu dienen. Der gute Nachbar wollte die Arbeit selbst thun; aber Krankheit, von welcher er jetzt zu genesen anfängt, hinderte ihn. Da geht es mir nun so zu Glück, dass ich ganz im Stillen für ihn thun kann, was er selbst in diesem Jahre nicht thun könnte, weil die Zeit der Aussaat herannaht.«

»Wie,« fragte Johanni, »dein Nachbar weiss nicht, dass du für ihn arbeitest?« »Kein Wort!« antwortete Hellor; so hiess der Landmann. »Dann aber,« sprach der weise Johanni, »wird er dich vielleicht nicht so belohnen, wie du es verdient hast.« »Belohnen?« entgegnete Hellor, »wer will denn Lohn für einen solchen Dienst der Liebe? Mein Nachbar hätte dasselbe für mich gethan, wenn ich krank geworden wäre. Die freudige Ueberraschung, wenn er zum ersten Male seinen Acker übersieht, wird mein Lohn sein.«

Da glänzten Johanni's Augen. Mit beiden Händen ergriff er Hellor's Rechte, drückte sie fest auf die Brust und sprach mit beseelten Worten: »Sei mir gesegnet! Mann mit dem Himmel im Herzen; sei mir gesegnet! Der Ewiggute, der die Frommen liebt, wie die zärtlichsten Mütter ihre Jüngstgebornen, er segne dich und deine Kinder und alle deine Nachkommen!«

49. Jockli, zieh das Käppli ab!

„Jockli, zieh das Käppli ab!" sagte allemal des Schneiders Balzer Wittwe zu ihrem kleinen Sohn Jakob, wenn ein Fremder durch das Dorf ging. Und Jockli nahm das Käppli ab und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer höflich, freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob, und die Jungen waren es, wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet nichts und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, und man pflegt sie, verblümter Weise, Flegel zu nennen, und das von Rechts wegen. Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit

ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen. Wenn ein fremder Herr in das Dorf kam, war Jockli immer der erste, welcher freundlich grüßte. Die andern Knaben standen indessen da und gafften und konnten die Mütze oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht. Es kam wohl auch zuweilen vor, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Da war Jockli aber gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür erntete er manchen freundlichen Dank ein; denn Geschenke dafür zu nehmen, schämte sich Jockli.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht, Jockli! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich; warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun?"

Nun, was geschah?

Jockli war sechzehn Jahre alt, stark und groß und half seiner Mutter durch Taglohn das Brod verdienen. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann gern.

An einem Sonntage saß er mit andern jungen Burschen vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Wegs daher ein alter Herr aus der Stadt, welcher spaziren ging. Ein betrunkener Bauer ging ihm entgegen und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die Umstehenden aus vollem Halse: aber Keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schützen; nur Jockli sprang hin, schob den Betrunkenen auf die Seite und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voll Herren und Frauenzimmer. Die jungen Burschen und älteren Männer gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hineinfahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt." Da zogen sie Alle, einer nach dem andern, ganz langsam die Mütze vom Kopfe, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin und gafften aus der Ferne. Da sahen sie den alten Herrn, vom Pfarrer begleitet, zum Schlosse gehen und Jockli neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurück kam. Er behielt den höflichen Jockli sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jockli aber wußte durch seine Höflichkeit

und Dienstfertigkeit so Aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testamente eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Dies Glück hatte er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie alle, wie Jockli's Mutter: „Jockli, zieh das Käppli ab!“ — Und es half.

Höflich und gefällig sein
Macht dich beliebt bei Groß und Klein.

50. Der unhöfliche Michel.

Ein großer Bursch, Namens Michel, hatte Sperlinge gefangen, und weil er nicht wußte, wohin damit, so that er sie in seinen Hut und stülpte diesen so auf den Kopf. Man kann denken, was für ein Getümmel das auf dem Kopfe war. Nun begegnete ihm ein Fremder, der sprach ihn an: „Guter Freund, wohin geht der Weg?“ Weil aber Michel die Spatzen auf dem Kopfe hatte, so dachte er: „Was geht dich der Fremde an?“ ließ seinen Hut sitzen und gab gar keine Antwort. Der Fremde dachte sich das Beste und ließ den Michel weiter gehen.

Jetzt begegnete ihm der Amtmann. Alle Leute pflegten diesen zu grüßen. Michel that es aber nicht, einmal weil er Sperlinge unter dem Hute hatte, und zweitens weil er überhaupt ein unhöflicher Mensch war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdiener, der hinter ihm herging: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen da der Hut angeleimt ist!“ Der Gerichtsdiener ging hin und sprach: „Höre, Michel, der Herr Amtmann möchte einmal sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Schnell zieh ihn ab!“ Michel aber machte immer noch Umstände. Da riß ihm der Gerichtsdiener den Hut herunter, und — brr! flogen die Sperlinge hinaus nach allen Weltgegenden. Da mußte der Amtmann lachen und alle Leute lachten mit. Michel aber hieß von der Stunde an der Spatzenmichel, und wenn Einer seinen Hut oder seine Mütze nicht vor Fremden abzieht, so sagt man noch heutiges Tages: „Der hat Sperlinge unter dem Hute.“

51. Verträglichkeit.

„Nein, Nachbar, die Rüster (ein Ulmbaum) gehört mir, und zwar mir allein," sprach Peter zu seinem Nachbar Michel, „obgleich sie in unserm gemeinschaftlichen Zaune steht!" „Nein," erwiederte Michel, „sie gehört mir." Es wurden Worte gewechselt, und Beide wurden erbittert. Michel, der nicht gern in Feindschaft mit Jemanden lebte und deshalb nachgibig war, schlug vor, sie wollten den Baum theilen; aber Peter wollte von Nichts hören. „Nein," sagte er, „der Baum gehört mir ganz! Heute noch verklage ich dich und will mein Recht schon bekommen."

Er klagte bei der Obrigkeit, und diese rieth zu einer gütlichen Theilung. Michel war bereit, aber Peter nicht. Schon hatte Peter einige Tage seinen Nachbarn nicht beim Wege angesehen und eine Kuh desselben, die auf seinen Hof gelaufen war, mit den unbarmherzigsten Prügeln fortgejagt. „Peter," sagte daher Michel, „ich fürchte, wir werden Feinde über den elenden Baum, und das sollte mich dauern. Ich will dir meinen Antheil am Baume schenken, und so sei die Sache zu Ende." „Was, schenken?" fuhr Peter hitzig auf, „ich will und brauche von dir kein Geschenk; die Sache soll nun ihren Gang haben, und wenn der Prozeß mir noch so viel kosten sollte." Der Gerichtsherr redete ihm zu; aber er wollte von Nichts hören. Nun ging der Prozeß vorwärts. Die Gärten wurden ausgemessen; es wurden Zeugen verhört; der Prozeß dauerte schon über ein Jahr, und noch war nichts entschieden. Peter hatte schon öfter ansehnliche Summen bezahlen, und da er das Geld dazu nicht hatte, dasselbe auf seinen Garten borgen müssen; aber jeder Thaler, den er hingeben mußte, vermehrte seinen Haß und seine Feindschaft gegen Michel. Er that ihm Alles, was er nur wußte und konnte, zum Possen; er verleumdete ihn, wohin er kam, und gab ihn bei der Obrigkeit an, da er einmal mit der brennenden Tabakspfeife über die Straße gegangen war. Endlich war der Prozeß entschieden. Peter hatte ihn verloren, und da er kein Geld herbeischaffen konnte, so verkauften die Gerichte seinen Garten und machten sich und seine Gläubiger bezahlt. Michel kaufte ihn, und noch an demselben Tag ging er zu Peter. Dieser blickte ihn wüthend an, als er in das Zimmer trat. „Wollt Ihr meiner spotten?" schrie er auf. „Lieber Peter, wie kannst du das glauben?" sagte Michel. „Es dauert mich, daß du dich

durch den unnützen Prozeß um deinen schönen Garten gebracht hast. Ich habe ihn gekauft, und da ich gerade unvermuthet eine beträchtliche Erbschaft gethan habe, baar bezahlt, und jetzt komme ich, ihn dir wieder zu schenken." Peter schlug beschämt die Augen nieder. „Höre," fuhr Michel fort, „wir waren sonst gute Freunde; unsere Väter und Großväter sind es auch gewesen, und wir haben so froh mit einander gelebt. Ich habe dir nichts zu Leide gethan, und was du mir gethan hast, soll vergessen und vergeben sein. Hier schlag ein; wir sind Freunde, und der Garten ist dein!"

Schluchzend fiel nun Peter seinem Nachbar um den Hals. „Kannst du mir vergeben?" sagte er, wie habe ich so gegen dich, meinen alten, treuen Freund, handeln können!"

Die Freundschaft war von Neuem geschlossen; aber den Garten wollte Peter nicht annehmen. „Nun wohl," versetzte Michel, „wenn du ihn durchaus nicht willst, so schenke ich ihn deinem ältesten Sohne, bei dem ich Gevatter gestanden habe!"

Die Familien, die sonst so glücklich mit einander und seit dem Prozesse so unglücklich ohne einander gelebt hatten, versammelten sich, und die Freude war allgemein. „Höre," fing mit einem Male Michel an, „damit uns nichts mehr an den bösen Streit erinnert, hole zwei Beile; wir wollen die Rüster umhauen und sie verschenken!" „Nein," versetzte Peter, „wir wollen sie unsern Kindern zum ewigen Warnungszeichen stehen lassen, damit ihr Anblick sie daran erinnere, wie schlimm der Streit ist, und sie zur Verträglichkeit ermuntere." Der Baum blieb stehen, und Michel und Peter blieben treue Freunde, so lange sie lebten.

52. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, dass er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit eiserner Thüre aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an die eiserne Thüre und befahl, sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst

einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: »In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach! lass mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe.«

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhig Herz, nicht Gold und Pracht
Ist's, was uns Menschen glücklich macht!

53. Der Bär als Diebsfänger.

Zum Wirth von Gilserberg in Niedersachsen kamen einmal spät Abends drei Gäste und wollten aufgenommen sein. Weil sie ihm aber gar zu bärenhaft aussahen, indem zwei davon große Pelzmützen aufhatten, der dritte aber ganz in Pelz stack, ja, bei näherer Besichtigung nichts anderes als ein wirkliches Pelzthier, nämlich ein Bär war, so sagte der Wirth: „Für euch zwei hab' ich noch Quartier; aber für euern Kameraden da kann ich keines hergeben, weil alle Gemächer, die sich für ihn schicken, schon von Pferden, Ochsen und anderem Gastvieh eingenommen sind. Auch heißt mein Wirthshaus nicht zum Bären oder zum wilden Mann, sondern zum Lämmle." Die drei Pelzherren baten aber, ein jeder in seiner Art, gar schön, er möchte sie doch nicht abweisen; es sei ja weit und breit kein anderes Wirthshaus, und sie könnten doch nicht im Walde übernachten, dessen ihr dritter Kamerad in seinem jetzigen Stande der Civilisation schon längst entwöhnt wäre. Das ging der Frau des Wirths zu Herzen und sie sagte: „Weißt was, Mann, wir wollen unser Schwein, das morgen doch geschlachtet wird, in die Küche bringen und den Bären in den Schweinstall thun!" Der Mann und der Bärenführer waren's zufrieden; und so begab man sich bald nach dem Nachtessen zur guten Ruh.

Als aber Alles im Dorfe im tiefsten Schlafe lag, und die Leute im Wirthshause mit dem Bären um die Wette schnarchten, schlichen sich drei Männer, die seit Kurzem eine große Neigung

zu des Wirths Schwein gefaßt hatten, an den Schweinstall heran, der eine mit einem Strick, der zweite mit einem Prügel, der dritte mit einer Blendlaterne. Der mit dem Prügel blieb vor der Hausthür als Schildwache, und der mit der Laterne vor der Schweinstallthüre als Leuchter stehen; der aber mit dem Strick schlüpfte, ohne erst viel anzuklopfen, in den Stall hinein.

Auf einmal erscholl ein wunderlich Gegrunze, wie man's sonst vom Schwein nicht gewohnt ist; und der Kopf des Strickmannes fuhr zurück, als ob's im Stalle brennte. „Nun, was hast du denn, Veitle, daß du so erschrickst? Ich glaube gar, du fürchtest dich. Pfui, schäm' dich, du Hasenherz!" — „Laß's gut sein, Sixt! Es ist mir nur 's Niesen angekommen. Zünd' aber besser, daß ich was seh'!" — Und damit kroch Veitle wieder in den Stall, zwar etwas langsamer, als zuvor, aber doch fast ganz hinein, weil er dem Sixt zeigen wollte, daß er sich nicht fürchtete. Drin grunzt es nun wieder ganz verdächtig; aber, ohne sich daran zu kehren, greift Veitle dem Schwein nach den Beinen, um seinen Strick anzulegen. Da aber packt der Bär ihn so plump an und hält ihn so fest, daß er vor Schrecken das Athemholen und Hilferufen vergißt.

Dem Sixt währt das Ding zu lang; er stellt die Laterne hin und begibt sich auf seinen Vieren auch in den Stall, um dem ungeschickten Veitle zu helfen. Kaum ist er halb drin, so kommen zwei Pelztatzen, nehmen ihn bei den Ohren und ziehen ihn gar hinein, so daß die beiden Kameraden für einen zusammen geballten Knäuel angesehen werden konnten. Als der erste Todesschrecken vorüber war, fingen sie an aus allen Kräften nach Hilfe zu rufen, und dazu brummte der Bär; und war schier ein Wunder, daß von diesem Concert der Stall nicht einfiel. Wer aber nicht kam, war der Peter, die Schildwache. Denn als er merkte, daß es nicht geheuer war, lief er sammt dem Prügel davon und sah sich nicht um, bis er daheim war. Es kam aber doch Jemand; denn, als der Tumult im Stalle im lautesten Gange war, ging die Hausthüre auf und die beiden Bärenführer, welche die Stimme ihres Freundes wohl erkannt hatten, liefen heraus und gleich nach dem Schweinstalle. „Still, Matz! still!" riefen sie, nahmen die dastehende Laterne und leuchteten hinein. Da fand sich's denn, daß Matz in Gesellschaft war; und als der Knäuel aus einander gewirrt war, da löste sich's dann auch auf, was es mit diesem nächtlichen Besuch für eine Bewandtniß hatte. Der Wirth und die Wirthin, Knechte, Mägde und Gäste, die

herbeigekommen waren, riethen gar nicht fehl. Der zerzauste Veitle und Sixt wollten zwar leugnen und sagten, es hätte sie die Neugierde hergetrieben, den Bären zu sehen; aber als auch der Strick sich als redender Zeuge gegen sie einfand, mußten sie bekennen, daß ihr Besuch dem Schwein gegolten habe, und wanderten aus dem Stall in das Stockhaus. Der Wirth aber sagte: „Frau, du verdienst, daß man dich in Gold fasse. Ohne deinen gutherzigen Einfall könnten wir unsern Gästen so bald weder Würste und Schinken, noch Knöchle im Sauerkraut vorsetzen. Aber auch den Herren da mit ihrem Pelzkameraden sind wir Dank schuldig; sie sollen zechfrei ausgehen und, wenn sie noch einen halben Tag da bleiben, ein Dutzend Würste von diesem Schwein obendrein bekommen."

Daraus ist zu lernen, daß man auch keinen Bären abweisen soll, wenn er manierlich um ein Nachtquartier bittet.

54. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du ohne Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singst du froh bei'm Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird Alles schwer;
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht;
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf List und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;

Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann segnen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf,
Und Sommerblumen voller Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

55. Die drei Hausräthe.

„Ich möchte nur wissen, wie Ihr's anfangt, Nachbar, daß Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts Besonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht. Wir andern arbeiten doch auch und lassen's uns sauer werden, wenn's an den Mann geht, und doch will's nicht flecken.“ Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was Schuld daran sein sollte; es müßten's denn gerade meine drei Hausräthe sein, denen ich Alles zu verdanken habe.“ — „Eure drei Hausräthe? Welche sind denn die?“ — „Nun, der Haushahn, die Hauskatze und der Haushund.“ — „Geht mir, Ihr spasset!“ — „Nein, nein, es ist purer Ernst. In aller Frühe, wenn der Tag anbricht, kommt der Haushahn und ruft: „„Aufgestanden!““ Darauf kommt die Hauskatze, sitzt unter dem Ofen und putzt sich; die ruft: „„Aufgeputzt!““ Und endlich der Haushund, der merkt auf Jedermanns Ein- und Ausgang, kennt Freund und Feind und ruft: „„Aufgepaßt!““ — „Aha! ich verstehe, Nachbar, was Ihr damit wollt. Ihr meinet, daß drei Dinge nothwendig sind, um ein Hauswesen emporzubringen und in gutem Stand zu erhalten: Fleiß, Reinlichkeit und Achtsamkeit.“ — „Wenn Ihr's so nehmen wollt, ist mir's auch recht; aber meine Hausräthe lob ich d'rum, weil sie mich alle Tage gemahnen, was zu thun ist; ich könnt's sonst leicht vergessen.“

56. Der Hexenmeister.

Es war einmal ein Landmann, den nannten die Dorfbewohner den Hexenmeister, weil ihm Alles gerieth, was er anfing. Auf der ganzen Flur hatte er die schönste Frucht, und wenn alle anderen Wiesen dürre waren, so

wuchs auf den seinigen Heu die Fülle. Seine Hühner legten alle Tage Eier und seine Kühe gaben ganze Eimer voll Milch. Und wenn es an das Verkaufen kam, so wollten die Leute in der Stadt von des Hexenmeisters Butter und Käsen haben, und gaben lieber einen Kreuzer mehr. Ebenso die Bäcker, wenn sein Weizen ausgedroschen war, oder die Metzger, wenn er ein fettes Schwein zu verkaufen hatte. Kurz alle seine Nachbarn sagten: »Es geht nicht mit rechten Dingen zu; er ist ein Hexenmeister.«

Aber er kehrte sich nicht an die Leute. Er stand alle Morgen zuerst im Dorfe auf und ging zuletzt zu Bette. Wo seine Tagelöhner arbeiteten, da sah er nach, und wenn sie es nicht recht machten, so zeigte er es ihnen. In seinem Stall sah es aus, als wenn darin getanzt werden sollte, so rein war Alles. Was in die Miststätte gehörte, das lag darin, nicht aber im Stalle oder in dem Hof. Dem Knecht und der Magd wollte es anfangs nicht bei ihm gefallen, weil er Alles nachsah, und sie immer tadelte, wenn sie es nicht recht machten. Da sie aber satt zu essen bekamen, zu rechter Zeit ihren Feierabend und Ruhetag hatten und ausserdem einen schönen Lohn erhielten, so blieben sie doch bei ihm und liessen es sich gefallen.

Die Bauern ärgerten sich über den Hexenmeister und thaten ihm gern einen Schabernack. Wer vorüberging, warf ihm einen Stein in den Garten. Was that aber er? Er las die Steine zusammen und besserte damit den schlechten Weg aus, so dass er nun leichter in seinen Garten fuhr, als vorher. Da hörten sie auf, Steine hinein zu werfen. Als aber der Hexentag, der erste Mai, kam, da legten sie Besen kreuzweise vor seine Thür und bildeten sich ein, nun werde der Hexenmeister nicht herauszugehen im Stande sein. Allein sie hatten sich wieder geirrt. Der Hexenmeister kam, nahm die Besen, legte sie auf einen Klotz und zerhieb sie mit der Axt. Mit diesem Reisig kochte er seine Suppe und lachte die dummen Leute aus.

Zuletzt lernten die Bauern doch auch, dass es keine Hexerei ist, seine Felder in gutem Stande zu halten, schönes und gesundes Vieh zu ziehen und für Alles Käufer zu finden; sondern dass durch Fleiss und Ordnung Jeder ein solcher Hexenmeister werden kann.

57. Lob der Arbeitsamkeit.

Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last:
Der nur hat Bekümmerniß,
Der die Arbeit haßt.

Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht;
Leere Müßiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit nur gibt frohen Muth
Und zufried'nen Sinn,
Schafft im Körper rasches Blut,
Lohnet mit Gewinn.

O, wer wollte nun wohl nicht
Gern geschäftig sein?
Nicht sein Leben, treu der Pflicht,
Gott und Brüdern weih'n? —

58. Tagedieb und Siebenschläfer.

Der Tagedieb und der Siebenschläfer waren Nachbarn. Als der Tagedieb einst sein erstes Pfeifchen geraucht und den fleißigen Leuten zugesehen hatte, wie sie an die Arbeit gingen, da kam auch der Siebenschläfer an das Fenster, streckte seinen Kopf mit einer gewaltigen Schlafmütze heraus und gähnte. Der Tagedieb rief hinüber: „Guten Morgen, Herr Nachbar! ausgeschlafen?“ Und der Siebenschläfer gähnte noch einmal und antwortete: „Nicht so recht. Die Kinder haben mich geweckt, als sie in die Schule gingen. Ich wünschte, es wäre gar keine Schule, die macht doch nur Störung im Dorfe.“ Der Tagedieb gab ihm Recht und sagte: „Ich bin auch nicht gern in die Schule gegangen. Sie ist doch eigentlich nur da, um die Leute zu plagen. Ich bin groß geworden, ohne viel gelernt zu haben, und wenn ich im Wirthshause sitze, kann ich so gut mitsprechen, als Einer.“ — „Das ist wahr, Herr Nachbar, sagte der Siebenschläfer, ich war auch immer lieber im Bette als in der Schule. Aber heutiges Tages läßt man den Kindern gar keine Ruhe mehr und straft sogar die Eltern, wenn die Kinder die Schule versäumen. Ich weiß nicht, was daraus noch werden soll.“

Als die Zwei so sprachen, da klopfte der Gerichtsdiener an das Haus des Tagediebs und rief: „Mache auf, hier ist ein Befehl!“ Der Tagedieb erschrack; denn in dem Befehl stand: wenn er seine Schulden nicht innerhalb drei Wochen bezahle, so solle ihm Haus und Hof verkauft werden. Er lief also schnell zu seinem Nachbarn Siebenschläfer, mit welchem er eben erst jene Unterredung geführt hatte. „Nachbar,“ rief er, „um Gottes-willen helft mir! Ich muß ja sonst von Haus und Hof.“ Der Siebenschläfer gähnte noch einmal und erwiederte dann: „Ja helfen! Das wollte ich wohl gerne; aber ich kann nicht. Das Geld ist so rar, und wenn ich meine, ich hätte ein paar Thaler, so sind sie schon wieder fort. Wenn es nicht so weit wäre, ich ginge selbst nach Amerika.“ Als der Tagedieb von Amerika hörte, fiel ihm ein, dahin könne er auch gehen, und er redete dem Nachbarn zu, sie wollten zusammen auswandern. Denn er meinte, dort brauche man nichts zu arbeiten und habe doch satt zu essen. Und weil der Siebenschläfer glaubte, in Amerika brauche man nicht frühe aufzustehen und werde doch fertig, so war er es endlich zufrieden.

Da zogen die Zwei, der Tagedieb und der Siebenschläfer, nach Amerika. Als sie aber dorthin kamen, wurde ihnen gesagt: „Hier können wir keinen Tagedieb und keinen Siebenschläfer brauchen; zieht weiter!“ Aber sie konnten nicht weiter ziehen; denn sie hatten kein Geld dazu. Da sah es übel aus. Zuletzt erbarmte sich ihrer ein Mann und nahm sie als Taglöhner an. Allein der Tagdieb durfte kein Morgenpfeifchen mehr rauchen, und der Siebenschläfer nicht mehr den Kopf mit der Nachtmütze aus dem Fenster strecken. Und sie wären nun froh gewesen, wenn sie in der Schule etwas mehr gelernt hätten. Denn dann hätte ihr Brodherr sie noch zu etwas Anderem brauchen können, als zu gemeiner Arbeit.

59. Man muß sich nach der Decke strecken.

Das will sagen: 1) man muß sich nach den Verhältnissen richten, in die der liebe Gott uns versetzt hat, und dann 2) man soll nicht mehr Ausgaben machen, als man vor seinem Gewisseg verantworten kann. Ist die Decke kurz und du streckst dich lang aus, so wird dich an die Beine frieren. Eben so: ist deine Einnahme gering und du gibst doch viel Geld aus, so wird deine Kasse bald leer sein und du wirst merken, daß ein leerer Geldbeutel noch viel unangenehmer ist, als wenn dich an die

Beine friert. Ganz leicht ist es freilich nicht, sich nach der Decke zu strecken; aber es gibt ein Hausmittelchen, das man anwenden kann, um die kurze Decke doch erträglich und sogar behaglich zu machen. Wenn du meinst, sie sei zu kurz, so mußt du nicht nach den Leuten schauen, deren Decke dir wundersam lang scheint, sondern nach den Leuten, die noch kürzere haben, als du, und manchmal auch gar keine. Wenn du das thust, so stehe ich dir dafür, daß dir deine Decke immer lang genug ist.

60. Der durch Obstbau reich gewordene Tagelöhner.

Es verirrte sich eines Abends ein Baumhändler von seinem Wege und musste in einem elenden Hause übernachten, dessen Bewohner ein blutarmer Tagelöhner war und den Namen Oswald führte. Der arme, aber gute Mann gab seinem verirrten Gaste Alles, was die Armuth nur geben konnte, und der Baumhändler hatte so viel Ehrlichkeit, dass er die empfangene Gefälligkeit nicht nur mit Geld, sondern auch mit einem Gegendienste bezahlte. Sobald es Tag geworden, ging der Baumhändler um die Hütte herum und sah da ein sehr schmales Gärtchen, worin noch nie etwas Anderes angebaut worden war, als Erdäpfel und Rüben. Dieses Gärtchen war das ganze Hofgut des Tagelöhners. „Lieber Mann," sprach der Baumhändler, „ich will machen, dass Ihr aus diesem, kleinem Grundstücke mit der Zeit recht viel Geld ziehen könnt. Seht, ich will Euch aus Dankbarkeit für die genossene Bewirthung zwei junge Obstbäume einsetzen, die von besonders guter Art sind. Sie werden zwar die ersten fünf Jahre keinen Gewinn bringen; aber desto grösser wird der Nutzen sein, den Ihr nach dieser Zeit daraus ziehen werdet. Ihr dürft diese zwei Stämme für einen wahren Schatz ansehen; lasset nur kein Gras darunter aufkommen und sorget dafür, dass sie nicht abgerissen oder vom Vieh abgefressen werden. Ich bin versichert, Ihr und Eure Kinder werdet lebenslänglich an mich denken."

Der Baumhändler setzte die zwei Bäumlein ein und ging seinen Weg weiter. Wie erstaunte nicht der gute Tagelöhner, da sie im fünften Jahre die ersten Früchte brachten, Früchte so reizend, dass sie ganz seinen Mund bezauberten, weil er so Köstliches noch nie gegessen hatte. Ei, dachte er, so köstliche

Früchte sind für einen Tagelöhner allzugut; in den kommenden Jahren, wenn Gott mir das Leben und diesen Bäumchen wieder die Fruchtbarkeit schenkt, trage ich die Früchte in die Stadt und mache sie zu Geld. — Er that es. Seine Früchte waren die schönsten auf dem ganzen Obstmarkte. Und schon im vierzehnten Jahre nahm er baare vier und zwanzig Gulden dafür ein.

Sein Nachbar Pflug, ein reicher Bauer, hatte Grund und Boden genug; aber er baute, wie sein Vater und Urgrossvater, nur immer bloss Getreide und probirte nie etwas Anderes. Es trat ein Missjahr ein und er erntete nichts. Unser Tagelöhner lösete in diesem Jahre aus Obst vierzig Gulden. Da kaufte er vom Nachbar Pflug einen Acker, der gerade an sein schmales Gärtchen stiess. Diesen Acker besetzte er mit Obstbäumen.

Pflug lachte, als Oswald auf den schönen Acker Bäume setzte. — Oswald aber setzte die Bäume in gerader Linie weit genug von einander und dachte: Unten nehmen sie mir wenig Raum weg; ich kann dazwischen bauen und pflanzen, was ich will, und oben in der Luft können sie wuchern, wie sie wollen. Werden sie zu gross, dass sie mir den Platz zu stark überschatten, so entschädigen sie mich durch ihre Früchte zehnfach. — So war es auch. Oswald lösete aus Obst von Jahr zu Jahr mehr. — Er hatte auch Stachelbeeren, Johannisbeeren und verschiedene Sorten Erdbeeren und Weintrauben gepflanzt und nahm immer eher zehn Gulden ein, als Pflug einen einzigen lösete.

Es kamen allerlei Zeiten und allerlei Uebel. Der arme Tagelöhner war jetzt reich; der reiche Bauer wurde arm. Oswald kaufte ihm noch mehrere Grundstücke ab, welche er wieder mit Obstbäumen besetzte. So trieb er es fort. Er bauete wohl auch Korn, Gerste, Hafer und Weizen; aber der Gewinn aus Obst überstieg den Gewinn aus Getreide alljährlich. — Endlich wurde in der Nachbarschaft ein Bauerngut ausgeboten, welches die günstigste Lage zur Obstbaumzucht hatte. Oswald kaufte es, blieb zwar einige Gulden schuldig, betrieb aber von nun an bis zu seinem Ende den Obstbau so thätig, dass er nicht bloss bald schuldenfrei, sondern selbst der reichste Mann des Ortes wurde.

Jeder Grundbesitzer kann durch Obstbaumzucht in

kurzer Zeit wohlhabend und reich werden, wenn er, von der Erde aufwärts bauend, auch den Luftraum in Besitz nimmt und brav Bäume setzt.

61. Der Schatz im Acker.

Ein armer Ackermann, Vater von sechs unmündigen Kindern, pflügte sein Feld um und sprach in Sorgen: „Wer wird meinen Kindern Brod geben, wenn ich nicht mehr hier bin, da es nun schon so schwer hält, sie durch meine Arbeit zu speisen?“

Wie er so mit sich redete, klang die Pflugschar und die Pferde standen. Er wollte die Pflugschar herausheben und hob zugleich ein Kästchen hervor, das stark mit Eisen beschlagen war. Erstaunt öffnete er es und fand es mit Goldstücken angefüllt. Eilig und froh wollte er es heimtragen; da aber gedachte er seines Zweifelmuths und seiner Sorgen. Er fiel auf seine Knie nieder und dankte mit tiefer Inbrunst seinem Schöpfer und betete: „O, der du die Raben speisest in der Wüste und den Feldlilien ein so schönes Kleid anziehst, Dank dir, Vater; denn du wußtest, noch ehe ich dich anflehte, was wir bedurften, du hast es mir gegeben aus der Hand deiner Fülle, wiewohl ich ungläubig war und nicht werth bin der Barmherzigkeit, die du an mir gethan hast!“

Nach diesen Worten stand er auf und trug das Kästchen als eine Gottesgabe hochbeglückt nach Hause. Als er aber so heimging, dachte er bei sich selbst: „Wem mochte wohl das Kästchen gehört haben?“ Er hatte nämlich das Ackerstück von einem Nachbarn gekauft, der, durch schlechte Wirthschaft herunter gekommen, nun ärmer und hilfsbedürftiger war, als er selbst. Dessen Vater, der in dem Rufe des Reichthums stand, war in der Kriegszeit plötzlich gestorben. „Wahrscheinlich,“ sprach eine Stimme in ihm, „wahrscheinlich hat der Reiche dieses Kästchen mit seiner ganzen Baarschaft hier vergraben, um es vor der Raubsucht der Feinde zu schützen. — Also nicht dir, sondern dem armen Nachbarn gehört dieser Schatz.“

Von dieser Stimme bewegt, ging er mit dem Geldkasten nicht in sein Haus, sondern geraden Weges zum Nachbarn und stellte es vor ihn auf den Tisch hin und sprach: „Deinen Acker zwar habe ich gekauft, aber nicht den verborgenen Schatz darin. Nimm hin, was dein ist und Gott durch meine Hand dir sendet!“

Der Nachbar wußte nicht, wie ihm geschah, als er die Fülle

der Goldstücke im Kasten erblickte. Wie im Traume war es ihm, und er umarmte den freundlichen Geber unter den heißesten Thränen. „Bruder, so ist uns Beiden geholfen," rief er aus, „wir theilen den Schatz und theilen das Leben!"

62. Geiz ist die Wurzel alles Uebels.

Die Jahre 1779, 80 und 81 waren recht traurige Wasser- und Hungerjahre, und gar mancher brave Mann netzte sein Brod täglich mit Kummerthränen. In jenen Jahren lebte in den Odergegenden ein Mann, dessen Feld Höhenland war und gut getragen hatte. Auch war sein Feld groß, so daß er eine gewaltige Masse Roggen in der Scheune und endlich auf dem Boden hatte. Hoch waren die Preise schon im Herbst. Mit dem Winter und dem Frühjahr stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thüre des Reichen, mancher Handwerker bettelte, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen. Alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir einen Satz gemacht; der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel acht Thaler kostet. Dabei bleibe ich." Und zum Zeichen hatte er an die Bodenthüre eine große schwarze **8** mit Kohle gemalt. Der Winter verging; der Mai kam heran, und die Preise waren hoch gestiegen; denn die gewaltigen Fluthen hatten großen Schaden gethan. Am 7. Mai kam ein armer Leinweber, ein ehrlicher Meister aus dem Orte. Er sah vor Hunger und Grämen ganz abgehärmt aus. Er zahlte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, für einen halben Scheffel 3 Thlr. 22 gGr. auf den Tisch. Die 22 gGr. bestanden aus Dreiern, Vierlingen und Groschen und Sechsern vom alten Fritz; denn der Mann hatte Alles zusammen gesucht. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft Euch nichts; der Scheffel kostet acht Thaler, das ist mein Satz! Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentlich Courant sein!"

Des Bauern Söhnchen, ein Bürschchen von 10 Jahren, zupfte den Alten am Rocke: „Vater, gebt's ihm doch!" Aber der Vater prägte ihm mit einem Rippenstoße andere Grundsätze in's Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heimwandern. Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Einen Blick hinein, und der Bauer fand, was er finden wollte: „Roggen: 8 Thaler." Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wie viel er wohl verkaufen könne, und über-

schlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Indem er so durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen, fällt selber, das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben liegt. Ehe er sich aber aufraffen kann, steht das Stroh in hellen Flammen. Ehe an Hilfe zu denken ist, hat das Feuer Dachstuhl und Dielen ergriffen. — Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Scheffel Roggen 8 Thaler galt, wo der Bauer auf seinen Satz gekommen war, wo er seinen Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

63. Ein gutes Wort findet einen guten Ort.

Hab' auf der Lippe stets bereit
Ein freundlich gutes Wort;
Das findet ja zu jeder Zeit
Auch einen guten Ort.
Doch muß im tiefsten Herzen auch
Es wiederklingen hell und rein;
Sonst würd' es böse Falschheit sein.
Das wär' ein schlechter Brauch! —

Soll Jemand thun dir was zu lieb,
So schau' ihn freundlich an,
Und auch ein gutes Wort ihm gib;
Es ist ja leicht gethan!
Ein sanftes Bitten macht den Sinn
Gar fröhlich, weich und wohlgeneigt,
Und eh' noch deine Rede schweigt,
Bringt dir es schon Gewinn.

Und wenn ein Herz dir zürnen will,
In Unmuth lodert auf,
So lege nur ganz freundlich, still
Ein gutes Wort darauf!
Dies heilet jeglichen Verdruß;
Es schwindet bald der schlimme Groll;
Zum liebenden Versöhnungszoll
Empfängst du einen Kuß.

Und wenn ein armes Menschenkind
Zu dir im Kummer fleht,
Und leer die eignen Taschen sind,
Wie's oft auf Erden geht:

So zahle aus mit gutem Wort;
Das lindert oft noch mehr als Gold,
So, daß mit diesem Liebessold
Er geht getröstet fort!

Wohin dein Weg dich führen mag
Auch in der Fremde draus,
So streue jeden Lebenstag
Nur gute Worte aus!
Dann bist du nimmer fremd und arm
Und nicht gequält von Heimathsschmerz;
Dein gutes Wort macht jedes Herz
Für dich in Liebe warm.

64. Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.

Auch das Thier ist unser Nächster. Desshalb sollen wir jedem Thiere Freude machen; denn es macht sie uns ja auch. Freust du dich nicht des lieblichen Gesanges der Vögel? Wir sollen Liebe mit Liebe vergelten. Das Thier liebt uns. Oder ist's etwa keine Liebe, die das Pferd an seinen Reiter fesselt? Ist's keine Liebe, welche die Kuh zu dem hat, der sie füttert und ihr ein reines Bett von weichem Stroh macht? Ist's keine Liebe, die den Hund so treu seinem Herrn sein, seine Freude und seine Trauer theilen, ihn auf Schritten und Tritten begleiten, ihn in Gefahren vertheidigen lässt? Ist's keine Liebe, dass die Katze ihrer Hausfrau schmeichelnd überall folgt? Ich könnte euch an tausend Erweisungen dieser Art vom Thiere gegen den Menschen erinnern und immer fragen: „Ist das keine Liebe? Und ihr würdet sagen müssen: „Ja wohl ist's die Liebe des Thieres zu den Menschen!" Aber ich würde dann auch sagen: „Vergeltet Liebe mit Liebe!" Das Gebot: „Liebet euch unter einander!" gilt auch hier, sei es ein altes oder ein neues Gebot. Wir sollen dem Thier Freude machen, weil wir es können. Nur an seinen eigenen Nutzen überall denken, ist schändlich.

Wir sollen das Thier überhaupt achten. Paulus sagt: „Wer seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide." Wer ein Thier zu seinem Hausgenossen gemacht hat, der soll auch gehörig für dasselbe sorgen. Ich habe Hochachtung

vor dem Kutscher und Bauersmann, der erst für seine Pferde und Ochsen sorgt, ehe er den eigenen Hunger und Durst stillt; denn diese armen Thiere müssen warten, bis sie es erhalten, während er sich's selber verschaffen kann, wann und so oft er will. Thut er es nicht, und denkt erst an sich, so verdient er, dass ihn die Peitsche treffe, die das arme Thier so oft ohne Grund und Ursache und oft so unmenschlich trifft.

Die Schrift sagt: „Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine milde Hand auf und erfüllest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.“ Ja, öffnet eure Augen, ihr Menschen, und sehet und erkennet, wie freundlich der Herr auch gegen die Mücken, gegen die Würmer, Vögel und Fische ist, und wie er täglich allen seinen Wesen die Erde wie einen runden Tisch decket mit Kraut und Erquickung und allerlei köstlicher Speise. Für die Menschen, so klein an Zahl — nur etwa tausend Millionen auf der ganzen Erde — ist nur der allerkleinste Theil bestimmt. Das Meiste ist für die Thiere da; denn ihrer ist eine unaussprechlich grosse Zahl. Darum soll der Mensch den thörichten, stolzen Gedanken, Alles sei nur seinetwegen da, nicht hegen, sondern er soll an den Thieren, seinen Mitgeschöpfen, Erbarmen und Menschlichkeit üben, dass er nicht durch Grausamkeit sich selbst entwürdige und ein Mensch ohne menschliches Wesen und Gefühl werde. Der nur ist und wird ein wahrhaft guter Mensch, der es für einen Frevel vor Gott hält, irgend einem seiner Mitgeschöpfe, sei es Mensch oder Thier, einen Seufzer oder eine Thräne auszupressen.

Darum, ihr Land- und Ackerleute, die ihr euer Zugvieh an's Joch spannt, seid Menschen, seid Christen und erbarmet euch als Gerechte eures Viehes! Ich will nicht sagen, dass ihr es tüchtig füttern sollt; das thut ihr von selbst; denn es ist euer Vortheil. Nein, ich fordere mehr und Anderes von euch. Fluchet nicht euren Thieren! Den Fluch hört Gott. Er trifft nicht das arme schuldlose Thier, sondern auf euer Haupt fällt er zurück. Schlaget das Thier nicht! Ihr könnt es an euer Wort gewöhnen, dass ihr der unmenschlichen Peitsche gar nicht mehr bedürfet. Ladet nicht schwerer auf, als euer armes Vieh ziehen oder tragen kann! Schonet es, wenn es bergauf geht! Ihr

keuchet ja ohne Last; — denkt einmal an das arme Thier, das nun noch eine Last zieht!

Ihr Kutscher und Fuhrleute, übertreibt das Thier nicht! Zerschlagt eure Peitschenstiele und Knotenstöcke nicht am Thier! O, droben sieht es Einer, dem ihr Rechenschaft geben müsset von jedem Seufzer des gemarterten Thieres, von jedem Schmerzensschrei und Aechzen der Kreatur, das ihr hervorruft! Füttert euer Thier und tränket es zur rechten Zeit; gebt Acht auf seine Noth und sein Bedürfniss, auf seine Gesundheit und Krankheit und auf seine Wünsche! Reden kann es nicht; aber verstehen könnt ihr seine stumme Sprache doch gar leicht.

Menschenfreunde, wo ihr seid, helfet dem Thier eine Erlösung gewinnen, eine Erlösung vom Menschen und seiner Grausamkeit! Der Herr im Himmel liebt es auch. Er hat es neben uns gestellt, lässt es an den Leiden und Freuden der Erde täglich Theil nehmen, mit uns leben und sterben. Er gab dem Thier Leben und Empfindung, Furcht und Hoffnung in seiner Weise und auf seiner Stufe und sieht und hört es stöhnen.

Also, ihr Menschen alle, ihr, das Ebenbild Gottes, des allliebenden Vaters: liebet das Thier, achtet es!

Und du, Herr aller deiner Wesen, segne dies Wort, dass es nicht leer zu mir zurückkehre! Amen!

65. Hanne und das Geflügel.

Hanne, die Tochter eines braven Landmannes, ist längst das Frühaufstehen gewohnt. Ihre Beschäftigung ist es, alle Morgen das Federvieh zu füttern. Wirft sie lockend und rufend das Futter hin, so kommt das Geflügel von allen Seiten herbei. Die Enten und die Gänse watscheln heran, die Hühner kommen eilend gelaufen, selbst die jungen Küchlein mit der Glucke, und die Tauben fliegen schnell von den Dächern herab und mischen sich unter die Uebrigen. Hanne lockt ihr liebes Federvieh; aber sie hätte das kaum nöthig. Die Hühner und Gänse und Tauben passen ohnedies auf. Es darf nur früh die Hausthüre knarren, so laufen sie schon herbei. Sehen sie dann, daß es die Magd ist, so kehren sie sich nicht weiter daran; selbst Hannens Mutter darf kommen, und es kümmert sich Keines darum. Aber wenn unsre Hanne kommt, da ist Leben und Erwartung unter dem Hofgeflügel; da wird aufgepaßt; da werden die Köpfe in

die Höhe gehalten, bis sich die wohlthätige Hand aufthut. Kurz, die Thiere kennen ihre kleine Wohlthäterin genau; denn auch Thiere behalten das Andenken an Wohlthaten.

66. Eulenspiegel und der Fuhrmann.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigen Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten. „Kann ich," fragte er im Vorbeijagen, „wohl noch vor Abend zur Stadt kommen? Eulenspiegel antwortete: „Wenn Ihr langsam fahrt." — „Der Kerl ist wohl nicht klug," dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an. Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straße an und zwar in großer Verlegenheit. Von dem Jagen auf steinigem Boden war ihm ein Rad gebrochen. Er konnte also mit seinem Wagen nicht von der Stelle und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. „Sagte ich's Euch nicht," sprach Eulenspiegel, „daß Ihr langsam fahren müßtet, wenn Ihr noch zur Stadt kommen wolltet?" —

67. Der glückliche Bauer.

Der Bauer leb', er lebe hoch!
Ihr seht es mir nicht an:
Ich habe nichts und bin wohl doch
Ein großer reicher Mann.

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
Geh' ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel auf das Feld
Und pflüge durch ihn hin

Und sehe, wie er wogt und zieht
Rund um mich, nah' und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied
Und denk' an Gott, den Herrn.

Die Krähen warten schon auf mich
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich
Und thun den ersten Schrei.

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheinet hell daher:
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und wenn die junge Saat aufgeht,
Wenn sie nun Aehren schießt,
Wenn so ein Feld voll Garben steht,
Wenn Gras gemähet ist:
O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat deß nicht Verstand!
Man trifft Gott gleichsam auf der That
Mit Segen in der Hand,

Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,

Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, er allein;
Doch hilft der Mensch und soll
Arbeiten und nicht müßig sein,
Und das bekommt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müssiggang
Ist ein beschwerlich Ding
Und schier des Teufels Ruhebank
Für Vornehm und Gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und grab' und pflüg' und hau' ihn todt
Und mäh' ihn um und um.

Und täglich fang' ich fröhlich an
Für Frau und Kind; für sie,
So lang ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mir gehört,
Viel Gutes hin und her;
Der liebe Gott hat mir's beschert
Und gibt mir wohl noch mehr.

68. Des Landmanns Abendessen.

Das schöne grosse Taggestirn vollendet seinen Lauf.
Komm', wisch' den Schweiss mir von der Stirn', lieb' Weib, und dann tisch' auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken, hier unter'm Apfelbaum:
Da pflegt es Abends gut zu schmecken und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste; denn, hör', mich hungert sehr;
Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste, wenn er nicht schläft, mit her!

Dem König bringt man viel zu Tische; er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische und Kuchen und Pastet'.

Gott, lass ihm Alles wohl gedeihen! er hat auch viel zu thun,
Und muss sich Tag und Nacht kasteien, dass wir in Frieden ruh'n.

Und haben wir nicht Herrenfutter, so haben wir doch Brod
Und schöne frische reine Butter und Milch: was denn für Noth?

Das ist genug für Bauersleute; wir danken Gott dafür
Und halten offne Tafel heute vor allen Sternen hier.

Es präsidirt bei unserm Mahle der Mond so silberrein
Und guckt von oben in die Schale und thut den Segen h'nein.
Nun, Kinder, esset, esst mit Freuden, und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden, bin arm und bin doch reich!

69. Die zwei Gärtner.

Ein Vater ließ bei seinem Sterben den schönsten Garten seinen Erben, zwei Söhnen. Sie vertheilten sich den Grund nach alter deutscher Sitte, bezogen beide brüderlich die heit're väterliche Hütte, und jeder baute seinen Strich nach eignen Regeln. Meister Fritze, der Jüngste von den Brüdern, war ein Agronom, der wie ein Staar vom Feldbau schwatzte, Frost und Hitze, Schnee, Hagel, Regen, Stürme, Blitze und Donner auf der Nagelspitze analysirte; ja sogar die Fruchtbarkeit von jedem Jahr trotz dem Kalender prophezeite. Auch hieß sein Bruder Florian ihn nur den Doctor Wetterhahn. Oft sann er in die Läng' und Breite mit seinem forschenden Genie den Gründen nach, warum und wie in einer Bohne tausend stecken; warum ein Kirschkern, der doch kaum der Erbse gleichet, einen Baum erzielt, auf dem die Vögel hecken, indeß die Erbse kümmerlich am Boden kriecht und mit dem Jahr ihr Dasein schließt. Indem er sich den Kopf zerbricht und in dem Haar sich kratzt, verdorret sein Salat; der Erdfloh frißt ihm den Spinat, die Raupe seines Obstbaums Blüthe, der Nachtfrost seine Spargelsaat; und kurz, indeß er sich bemühte, der Dolmetsch der Natur zu sein, gerieth sein Garten in's Verderben. Er nahm nicht einen Heller ein und hätte müssen Hungers sterben, wenn ihm sein Bruder nicht mit Brod und Zugemüs' in seiner Noth voll Großmuth beigesprungen wäre. Kaum färbte noch das Morgenroth den grauen Saum der Hemisphäre, so trat der wackre Florian schon mit Gesang sein Tagwerk an. Statt über die Natur zu klügeln und, wie Herr Fritz, mit kühner Hand ihr dunkles Treibhaus aufzuriegeln, gestand er seinen Unverstand. Er düngte, tränkte, deckte, harkte, fing Raupen, riß das Unkraut aus, brach mancher Braut den Hochzeitstrauß, versah mit Früchten manchen Schmaus, trug manchen Korb mit Kohl nach Haus. Als einst sein Bruder einen Braten an einem Sonntag mit ihm

aß, rief er ihm zu: „Wie machst du das? Ich darbe; dir schneit es Dukaten.“ — „O, mein Geheimniß ist nicht groß!“ sprach er; „du grübelst und ich grabe. Du bist ein Philosoph, ich bloß ein schlechter Gärtner. Doch ich habe mein schönes Brod und den Genuß von tausend unvergällten Freuden; dich quälet Armuth und Verdruß. ¡ Wer ist der Klügste von uns Beiden?“

70. Der Steinbrecher.

Noch ist die Sonne hinter den Bergen nicht hervorgetreten; Dämmerung deckt noch Wald und Flur; da eilt mit seinem Brodsacke der Steinbrecher dem Walde zu. In der frischen Quelle wird ihm sein Morgentrunk. Er hat nicht Becher, noch Glas. Mit starken Armen hält sich der zur Erde geneigte Körper über dem Wasserspiegel, und Kuß und Trunk, Labung und Dank sind eins.

Der Brave bricht vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Hitze und Kälte nur Steine, nur rohe Steine; aber der Fuhrmann fährt sie fort, der Maurer vermauert sie; der Tüncher übertüncht sie, und du, Reicher, bist im wohnlichen Zimmer gegen Hitze und Kälte geschützt, arbeitest da in Fleiß und Liebe, oder tödtest die Zeit in trägem Müßiggang und sündlicher Ruhe. Der Steinbrecher bricht nur rohe Steine; aber er ist fleißig in seinem Berufe, und ein weiser König sagt: „Ein Mann, der fleißig ist in seinem Berufe, der soll vor Königen stehen und nicht vor gemeinen Leuten.“ Er ist ferner ein treuer Gatte, sorgt für seine Kinder; er zahlt vom spärlichen Tagelohn seine Steuern, gibt Gott die Ehre, ist fromm, bieder und ehrlich. Bei Gott, der gemeine Steinbrecher ist ein Ehrenmann, und Schande dem, der ihn nicht für solchen hält!

71. Der Töpfer.

Forscht nach, wer war der erste Töpfer?
Der große Gott, des Weltalls Schöpfer.
Die Bibel lehrt: Aus rohem Thon
Schuf er den ersten Menschensohn.
Drum segn' ich mich beim Töpferloos
Und denk' mich durch das Vorbild groß,
Das er mir gab: In meinem Fach
Ahm' ich dem höchsten Meister nach.

An ihn denk' ich bei meiner Scheibe.
So leicht ich sie im Kreise treibe,
So leicht dreht er den Erdenball
Und ferne Welten ohne Zahl.
Ich fühl' die Schwäche, die mich drückt,
Da mir so mancher Topf mißglückt.
Nur Gott ist groß, daß ihm kein Plan,
Kein Werk, kein Zweck mißlingen kann.

Vielfältigkeit in den Geschöpfen
Stell' ich mir vor bei meinen Töpfen.
Ich mach' sie ungleich an Gestalt,
Wie man sie braucht, und an Gehalt.
Geht in die Küche, seht die Welt,
Die ich in Fächern aufgestellt!
Lobt den Geschmack! Nur poltert nicht;
Denn meine Welt von Thon zerbricht.

Die Haushaltung bedarf viel Gaben,
Muß Schüsseln, Teller, Töpfe haben.
Zum Essen, wie zum Kochen braucht
Ihr mein Geschirr; zum Milchtopf taugt
Am besten es; ohn' mein Geräth
Eßt ihr die Suppe gar auf Brett;
Vor Kälte euch mein Ofen schützt;
Seht, wie viel euch der Töpfer nützt!

Und dann die Sprüch' in Napf und Schalen
Könnt ihr mit Gelde nicht bezahlen:
„Zwei Rosen blüh'n auf einem Stiel:
Fahr' nicht zuerst; iß nicht zu viel! —
Wenn noch dein Magen gut verdaut,
Iß Schweinefleisch und Sauerkraut! —
Freund, was du hast, tisch' auf dem Gast;
Der mehr begehrt, ist Brod nicht werth!“

72. Der Tischler.

Der Tischler oder Schreiner ist ein Holzarbeiter. Er verfertigt Tische, Stühle, Schränke, Kommoden, Thüren, Fensterrahmen u. s. w. Hiezu braucht er vor allen Dingen eine Hobelbank, an der sich zum Festhalten der Bretter

Schraubstöcke befinden. Die Bretter schneidet er mit grösseren und kleineren Sägen entzwei, hobelt sie mit dem Hobel glatt, schlägt mit dem Klöpfel, den er auf den Meissel setzt, Löcher in das Holz oder bohrt diese mit den verschiedenartigsten Bohrern. Mit dem Zollstabe misst er Länge und Breite, mit dem Winkelhaken rechte Winkel. Die einzelnen Theile der Geräthe fügt er mit Zapfen, Zähnen und Schrauben an einander oder verbindet sie durch Leim. Bei schönen Sachen leimt er auf das ordinäre Holz noch eine dünne Platte von feinem, was er fourniren nennt. Das fertige Möbel wird mit Bimsstein abgerieben, gebeizt, gefirnisst, gebohnt oder polirt. Der Tischler firnisst, wenn er das Geräth mit Oel abreibt; er bohnt, wenn er es mit Wachs abreibt; er polirt, wenn er einen mit Spiritus getränkten und mit Oel betupften Leinwandballen so lange über die roth, gelb oder schwarz angestrichene Holzfläche führt, bis sich auf derselben ein schimmernder Glanz zeigt. — Der Tischler verfertigt auch den Gegenstand von dem Räthsel:

Der es macht, der will es nicht;
Der es kauft, der braucht es nicht;
Der es trägt, behält es nicht;
Der es hat, der weiss es nicht.

73. Der edelmüthige Fleischer.

Begleitet von zwei treuen Hunden,
Ging Schnell, ein Fleischer, über Land;
Schon waren ihm nach wenig Stunden
Die Thürme seiner Stadt verschwunden,
Als in dem Wald, durch den sein Weg sich wand,
Ein Mann mit Knotenstock, im Blicke
Mehr tiefen Gram, als Herzenstücke,
Bescheiden flehend vor ihm stand:
„Freund, nur ein Kleines einem Armen!
Gott näher bringt dich das Erbarmen.“
Schnell wendet sich und zieht hervor
Ein Silberstück, als über's Ohr
Der Unhold ihn mit einem Schlag
Zu Boden schlägt. Der Fleischer lag
Betäubt und auf dem Punkt, beraubt zu sein.

Die Hunde stürzen drauf gleich auf den Mörder ein,
Zerfleischen schrecklich ihn und zerren
Ihn endlich bis zum nahen Sumpf;
Dann fliegen sie zurück zu ihrem Herren,
Der noch an allen Sinnen stumpf
Am Boden lag, beriechen und belecken,
Um ihn in's Leben zu erwecken,
Ihm freundlich Händ' und Angesicht.
Schnell wachet auf, sieht seinen Mörder nicht;
Doch findet er sein Geld und seine Hunde,
Fühlt keine Beule, keine Wunde
Und wandert seines Weges fort.
Urplötzlich dringt aus einem nahen Ort
Ein kläglich Wimmern ihm zu Ohren.
Er geht dem Laute nach und sieht
Den Räuber blutend und verloren,
Wenn Niemand rettet. Hochentglüht
Von Menschlichkeit und Tugend, bringet
Er seinen Mörder an das Land; er ringet
Ihm Haar und Kleider aus, und jagt
Die Hunde fort, worauf er endlich fragt:
„Was that ich dir, daß du mich schlugest
Und freundlich nicht ein klein Geschenk von mir
Zurück in deine Hütte trugest? —
Ich könnte," sprach der edle Fleischer hier,
„Ich könnte jetzt auf Tod und Leben
Dich den Gerichten übergeben;
Doch, armer Mann, Verzeihung dir!
Nimm diesen blanken Thaler hier,
Und ruhig eil' dann fort von mir;
Kein Mensch soll wissen, was sich hier begeben."

74. Johann, der muntre Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin
Früh mit den Lerchen um die Wette,
Spät, schon mit einem Fuß im Bette;
Und wenn er sang, so war's mit Lust
Aus vollem Hals und freier Brust.

Man horcht; man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — Der muntre Seifensieder!"

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, reich, stolz und verschwenderisch,
Im Schmausen keinem Fürsten wich;
Der oft zu halben Nächten fraß
Und stets bei vollen Gläsern saß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach, wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein Jeder Eure Waare;
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?" —
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret;
Dies kommt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünf und sechszigmal."
„Ganz recht; doch könnt Ihr mir nicht sagen,
Was wohl ein Tag pflegt einzutragen?" —
„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie es fällt; mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr geerbt;
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Der war gewiß kein Seifensieder!"

Dies scheint den Reichen zu erfreu'n.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein!

Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler;
Da hast du baare fünfzig Thaler:
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang."
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr, als Diebesfurcht, zurücke,
Hält seinen Beutel dicht umfaßt,
Und herzt und wägt die schöne Last.
Dann wird, sobald er heimgekommen,
Des Beutels Inhalt vorgenommen,
Gezählt, mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den, allen Dieben Trotz zu bieten,
Ein dreifach Schloß und Bänder hüten,
Und den der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er Alles, weil er er glaubt,
Daß ihn ein schlauer Dieb beraubt;
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich Beide packen müssen.

Er lernt zuletzt, daß Gut und Geld
Nicht für die Freuden schadlos hält,
Die der Zufriedene genießet,
Dem Arbeit Kost und Schlaf versüßet,
Der braucht, was ihm sein Gott beschert,
Und nie vermißt, was er entbehrt.

Dem Nachbar, den er singend weckte,
Wenn kaum der Schlaf sein Auge deckte,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich beſſ're Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen;
Nehmt Euren Beutel wieder hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn;
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit Euren Freuden!
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Daß er Gesang mir wieder gibt.

Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

75. Die Rußbuttenmacher im Thüringerwald.

Lieber Fritz!

Auf Deine freundliche Bitte theile ich Dir heute aus meinem Tagebuche Einiges mit, das ich mir im verflossenen Sommer auf der Reise angemerkt habe, die ich mit meinen Eltern durch Thüringen machte. Du weißt gewiß, daß der Ruß schwarz aussieht und in Oefen und Küchen beim Verbrennen von Holz, Torf, Kohlen und ähnlichen Dingen entsteht. Auch ist es Dir nicht unbekannt, daß der Ruß zu Farbe, zu Buchdruckerschwärze, zu feinem Tusch u. s. f. verwendet wird. In Gegenden, wo es große Tannen- und Kiefernwälder gibt, hat man Rußbrennereien oder sogenannte Rußhütten angelegt. Dies ist z. B. auch im Thüringerwald geschehen, von wo viel Kienruß weit und breit verkauft wird. Leute, die eine große Menge brauchen, erhalten ihn in Fässern gepackt; wer aber weniger bedarf, in sogenannten Rußbutten. Dies sind entweder kleine lange Fäßchen, oder noch kleinere flache Behältnisse, ähnlich den Butten, worin die Mägde in manchen Gegenden das Wasser in's Haus zu tragen pflegen. Ein solches kleines Rußbüttchen kostet, wohlgefüllt, nur zwei Pfennige, und man fragt sich, wie es möglich sei, für einen so geringen Preis den Kienruß und das kleine artige Gefäß obendrein zu liefern, so daß dem Verkäufer auch noch ein Gewinn bleibt. Doch damit Du die Arbeit daran noch besser schätzen lernest, will ich Dir ein solches Gefäß beschreiben, wie es gerade vor mir liegt. Es hat einen Boden, einen Deckel, zwei größere oben für einen Riegel durchlöcherte Seitenstücke, vier schmalere, vier schräg zugeschnittene unten ganz spitz zulaufende Theile, ferner drei Reife, welche das Ganze zusammenhalten, und einen Riegel, der den Deckel schließt; also, wohlgezählt, 16 Stücke, sämmtlich aus Tannenholz gespalten und geschnitzt. Hauptsächlich werden sie in dem kleinen Dorfe Manebach, das tief im Thüringerwald an der Ilm liegt, verfertigt. Aber nun höre, wie Holz und Arbeit daran bezahlt wird. Für ein Schock, d. h. 60 solche Büttchen, erhalten die Arbeiter einen Silbergroschen. Nun berechne selbst, wie theuer ein solches Büttchen zu stehen kommt, und wie theuer eines der 16 Stücke, wenn wir sie alle zu gleichem Werthe annehmen. Gleichwohl verdient ein fleißiger Arbeiter des Tages wohl 5 Silbergroschen und, was die Haupt-

sache ist, alle Hausgenossen, auch die Kinder vom vierten bis fünften Jahre an, können hier mithelfen, so daß mancher Knabe und manches Mädchen, die viel jünger sind, als wir, schon wacker zu ihrem Unterhalte beitragen. — Da kann man recht lernen, lieber Fritz, was Fleiß und Emsigkeit zu Stande zu bringen vermag, und ich glaube, ich selbst bin fleißiger geworden, seitdem ich in Manebach die Rußbuttenmacher gesehen habe. Möchte ich Dich mit dieser Beschreibung ein wenig erfreut haben! Lebe wohl! —

76. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weissem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiss
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiss
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth.
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren.
Der Fleiss, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entliess sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt;
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gewonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;

Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewusst,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

77. Der Bettler und sein Kind.

O, wie das liebliche Kind mich rührt,
Das dort den Bettler, den Blinden führt!
Man siehet Beiden wohl Kummer an,
Sie schreiten so traurig die Stufen hinan.

„Habt Mitleid, Herr, mit unsrer Noth!
Noch labt' uns heute kein Bissen Brod:
Die Mutter ist krank, der Vater blind,
Ich bin ein armes armes Kind."

Der reiche Gutsherr schreit in Wuth:
„Pack' dich hinweg, du Bettlerbrut!
Hinweg, Gesindel, aus meinem Haus,
Sonst jagen euch meine Hunde hinaus!"

Die Kleine wendet das blasse Gesicht,
Schmiegt an den Vater sich bebend und spricht:
„O fliehe, mein Vater! o fliehe schnell!
Schon hör' ich der bösen Hunde Gebell."

Der harte Mann verschließt das Thor.
Die Winde heulten; das Mädchen fror;
Der blinde Vater hält es im Arm
Und küßt die zitternde Wang' ihm warm.

Sie legt ihr Händchen in seine Hand
Und leitet ihn treu über Moor und Sand.
„Ist's doch zum nächsten Dorfe nicht weit;
Dort finden wir wohl Barmherzigkeit."

Sie wandern getrost durch den dunkeln Wald.
Die Wolken ziehen so feucht und kalt;
Es rasseln die Blätter von Sturmeswuth,
Und strömend rauschet die Regenfluth.

Der Pfad ist schlüpfrig; der Fels ist glatt;
Die Löckchen träufeln; das Kind wird matt.
„Ach Vater!" seufzet es athemschwer;
Die Kniee brechen; ich kann nicht mehr!"

Ohnmächtig läßt sie das Händchen los
Und sinket nieder auf nasses Moos.
Der Vater suchet sein Kind und bebt,
Indem er es jammernd vom Boden hebt.

„Sei ruhig, mein Hannchen, umklamm're mich!
Auf meinem Rücken trag' ich dich;
Bist, Aermste, bis auf die Haut durchnäßt;
Gib mir dein Füßchen und halte dich fest!"

Nun lenket sie rufend des Vaters Weg
Und zittert und warnt vor dem schmalen Steg.
Der Blinde schreitet in ängstlicher Hast
Zum Walde hinaus mit der theuern Last.

Das Mädchen wimmert; dem Alten wird bang:
„Ach Vater, wie dauert der Weg mir lang!" —
„Geduld, mein Hannchen! Ich höre Schalmei'n;
Zur Herberge kann es nicht weit mehr sein."

Die Stirne der Kleinen wird glühend heiß,
Und Füßchen und Händchen erstarren zu Eis,
Und wilde Krämpfe durchschneiden ihr Herz:
„Ach Vater! ach Vater! mich tödtet der Schmerz!"

Und als ihr Haupt auf die Schulter sank,
Da ruft er: „Hannchen! du bist wohl krank?"

Und prüfet die Wege mit seinem Stab
Und wanket keuchend den Hügel hinab.

„Wo sind wir? — Schlummerst du?“ — Hannchen schweigt —
Und endlich hat er das Dorf erreicht.
„Helft, gute Leute! — o helfet geschwind!
Ach rettet mein liebes, mein einziges Kind!“

Er klammert es los, legt sanft es hin
Und küßt ihm Wangen und Mund und Kinn;
Und Stärkung bringen sie, Wein und Brod. —
Zu spät! — Das gute Hannchen war todt!

78. Wegebesserung.

Der Schulze Konrad beschloß, seiner Gemeinde einen Vorschlag zu machen, mit dem er sich schon lange beschäftigt hatte. Als er daher einmal seine Gemeindeglieder um sich versammelt sah, hob er folgendermaßen an:

„Unser Dorf, darauf können wir uns Etwas zu Gute thun, hat bei allen Nachbarn ein gutes Lob; unsere Wege durch dasselbe zählen aber zu den schlechteren. Wir selbst zerbrechen uns fast die Räder bei gutem Wetter, sobald wir nur einigermaßen schwer geladen haben. Bei schlechtem Wetter bleiben wir oft ganz stecken. Fremde Fuhrleute schimpfen und fluchen, wenn sie durch unser Dorf müssen. Das kann uns keinen Segen bringen. Das arme Vieh seufzt über die Plage. Das fällt auch nicht zu unserm Glück auf's Dorf! — Wollen wir den Schandfleck noch länger unter uns dulden? Will sich Jeder von uns nach wie vor in den Löchern herumschlagen? Sollen die Fremden auch künftig mit Recht über uns schreien und von der schlechten Beschaffenheit unsers Dorfwegs erzählen? Das mag gewiß kein Ehrliebender! Und ich dächte, es wäre Zeit, daß wir an unserm Theile daran arbeiten, um bald bessere Wege herzustellen.

Nun hört weiter! Jeder aus der Gemeinde thut Etwas dabei; denn Jedem muß die Ehre des Dorfs am Herzen liegen. Ueberall um's Dorf liegen Steine. Wir Bauern laden sie auf und führen sie an, entweder, wenn wir einmal leer nach Hause kommen aus der Stadt oder sonst woher, oder wenn wir Dünger fahren, oder auch manchmal an solchen Tagen, wo wir nicht auf den Acker können oder sonst nichts gar Nothwendiges vorhaben. Der Eifrigste ist der beste Mann. Ich will die Steine von meinem Seitenstreifen, es sind wohl über 30 Fuder,

noch heuer anfahren. Kettel und Füllmer haben auf ihren kahlen Bergrücken viele Steine, die Niemand nützen, und so Andere anderswo. Die Maurer und die Tagarbeiter setzen die Randsteine nach und nach. Kinder und junge Bursch füllen aus und machen klein. Die Zimmerleute schlagen — Holz gibt's Rittergut dazu — ein kleines festes Brückchen, wo sich dort der Bach über den Weg treibt. Den Sand über die kleinen Steine haben wir im Flusse. Den breiten sogar die Weiber und die Jungfern aus, die sich verdient und beim Dorfe beliebt machen wollen. Nun denkt euch, liebe Leute, wie das sein wird. Wir können mit Vergnügen auf unsere Arbeit sehen; wir können mit Leichtigkeit und mit Wohlgefallen darüber hinfahren. Unsere Schubkärrner danken Gott, daß sie nicht mehr bis zur Lähmung vom schlechten Wege geschüttelt werden. Jung und Alt, Weib und Mann werden auf ihre Hilfe stolz. Bei unsern Nachbarn setzen wir uns in die größte Achtung, wenn wir den Vorschlag zur Ausführung bringen. Die fremden Fuhrleute aber erzählen von uns und unserm Wege, wo nur von gutem und schlechtem Wege die Rede ist. Wir können sogar einen Schlagbaum aufrichten, daß Jemand späterhin zur Ausbesserung gesetzt werden kann. Nun sagt, was ihr dazu denkt!"

Sogleich rief Einer, dem Niemand gut war: „Mich bekommt ihr nicht dazu! So lang' ich lebe, will ich schon durchkommen; und wer nach mir lebt, mag sich wieder kümmern."

„Durch Eure Reden", erwiederte ihm Konrad, „wird sich wahrscheinlich Keiner abhalten lassen; denn Euch wird Keiner gleichen wollen, weil Ihr Euch überall ausschließt, wo zum allgemeinen Besten Etwas gethan werden soll. Das aber ist eine schlechte Gesinnung, für die Nachkommen nichts thun zu wollen und nur auf seinen Bauch bedacht zu sein. Ihr müßtet ja unter freiem Himmel liegen, wenn Eure Vorfahren nicht für Euch mitgebaut hätten."

Da sprach ein Anderer: „Unser Schulze hat Recht. Er ist ein wackerer Mann, der für unser Bestes und für unsere Ehre sorgt. Du, mein Sohn, wirst dich nicht ausschließen, sonst sind wir gute Freunde gewesen."

Jetzt hatte ein angesehener Bauer den Einfall, aufzustehen und mit starker Stimme zu sagen: „Brüder, der neue Weg soll leben!" Da klang und rief es auf einmal durch die ganze Stube: „Der neue Weg soll leben!" Konrad aber rief begeistert und überlaut: „Alle wackeren Bewohner unseres Dorfes

sollen froh und glücklich leben!" — Es entstand ein allgemeiner, herzlicher Jubel in der großen Stube.

Da es wieder ein wenig ruhig geworden war, sprach Konrad wieder: „Noch Eins!" — Jedermann horchte. „Unser wackerer Schullehrer wird, um auch zu helfen, die gleiche Breite des Weges durchgängig abstecken und, soweit es sein Amt gestattet, die Aufsicht führen. Der Herr Pastor läßt mit seinem Pferde, weil er keine Steine hat, einige Tage fahren, wann es nöthig sein wird. Und der Verwalter, ich bin bei Allen gewesen, hat von seiner Herrschaft die Erlaubniß, die Steine vom Waldrande hereinzuführen, mit denen zum Theil der Grund gelegt werden kann, zum Theil die Löcher erst ausgefüllt werden müssen." Diese Nachricht verbreitete neuen Jubel.

Der Widerspenstige hatte sich davon geschlichen. Schon den nächsten Tag wurde der Anfang gemacht. Das ganze Dorf hatte Freude an dem Werke, so daß Einer mit dem Andern wetteiferte. Und die gemeinschaftliche Theilnahme bewirkte, daß nach zwei Jahren ein trefflicher Weg durch's Dorf lief, der weit und breit gerühmt wurde.

79. Die Glasbereitung.

Was für ein Gebäude ist das, aus welchem dicke Rauchsäulen empor wirbeln? Was beschäftigt die rußigen Männer in bloßen Hemdärmeln? Was führen die Wägen zu? — Dieses Gebäude, in waldreicher Gegend gelegen, ist eine Glashütte, und was ihr auf den Wägen seht, sind Kieselsteine, aus welchen das Glas geschmolzen wird. Die Kiesel schmelzen aber nur, indem man Salze mit gebranntem Kalk zusetzt. Diese Theile werden in der Stampfmühle zerstoßen und gemahlen und im Glühofen geglüht, damit ein Theil der gröberen Bestandtheile als Rauch verfliegt. Mittels eiserner Schaufeln bringt man die Masse in feuerfeste Glastöpfe, welche im Schmelzofen stehen. Hier wird sie geschmolzen und so lange umgerührt und abgeschäumt, bis sie durchsichtig genug ist. Nun stellt sich an jeden Topf ein Arbeiter mit einem 3—6 Fuß langen Rohre, die Pfeife genannt, die unten einen runden offenen Knopf hat, womit er aus der Glasmasse etwas herausnimmt. Dieses bläst er auf, indem er hin und her schwenkt, die Blase auf Steinplatten rollt oder mit einer Scheere drückt. Mit einem Messer sticht er ein Loch in die Glasblase und macht es größer wie bei Trinkgläsern, oder biegt den Rand zu einem Wulste um, was dann Weinflaschen

gibt. Der Boden wird auf einer Platte flach- oder eingedrückt. Zuletzt fährt man mit einem Messer um den Knopf, so daß man das Glas leicht wegnehmen kann.

Wie das Fensterglas, so kann man auch das Spiegelglas blasen, strecken und ausschneiden; allein diese Gläser sind immer nur schmal. Die besseren Spiegel werden daher gegossen. Dazu dient eine metallene Tafel, die mit messingen Leisten eingefaßt ist. In diese wird die geschmolzene Masse gegossen, und eine eiserne Walze rollt darüber hinweg und ebnet sie. Ist der Spiegel nun getrocknet, geschliffen und polirt, so wird er noch mit Staniol belegt, indem man Quecksilber darauf einreibt, und die beschwerte Spiegelplatte 24 Stunden lang darauf ruhen läßt.

Mit Zinn und Bleiasche vermischt, erhält man ein undurchsichtiges Glas, Email genannt. Farbiges Email gibt Ohrtropfen, Vorstecknadeln ꝛc. Von einem gefärbten Glasflusse fertigt man auch Hemdknöpfe, Glas- und Strickperlen, in Fäden gezogen sogar Hosenträger und Kleiderstoffe vom reichsten Strahlenglanze. Und damit sich eitle Leute für wenige Kreuzer mit Edelsteinen schmücken können, so werden auch diese nachgemacht. Sie sind aber gerade so viel werth, wie die echten, nämlich nichts, wenn sie nicht von einem edlen Herzen überstrahlt werden.

B. Geographisches.

1. Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich.
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! —
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt.
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo stets die Wahrheit Kämpfer fand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

2. Gebirge in Ost- und Norddeutschland.

Folgt man im Osten Deutschlands dem Laufe der Elbe, so hat man zuerst den böhmischen Gebirgskranz, d. h. die Böhmen einschließenden Gebirge. Das höchste, von dem die Elbe selber kommt, ist das Riesengebirge. Außer den Alpen sendet dies die höchsten Gipfel gen Himmel; doch bleibt selbst auf der Riesenkuppe der Schnee noch nicht Jahr aus Jahr ein liegen. Man kann sie ohne Gefahr besteigen und in der oben erbauten Kapelle Unterkunft finden. Es läßt sich denken, welch ungeheure Aussicht man von da haben muß, da man über alle übrigen Kuppen hinweg nach Böhmen und Schlesien hineinsieht. Indessen ist es mehr schauerlich, als freundlich; denn große Flüsse und Städte fehlen in der Nachbarschaft, und in den Thälern sieht Alles nur klein aus. Auch sind die Berggipfel, auf welche

der Blick fällt, großentheils kahl oder mit schlechtem Gehölz bewachsen.

Auf dem linken Elbufer, doch in ziemlicher Entfernung, zieht der Böhmerwald hin, durch welchen Böhmen von Bayern getrennt wird. Es ist ein wildes mit Wald bewachsenes Gebirg, an Naturschönheiten weniger reich. Wohl aber benutzt man sein Holz zur Glasfabrikation, und das böhmische Glas ist in ganz Europa berühmt.

Im Norden wird Böhmen durch das Erzgebirg verschlossen. Nur die Elbe hat sich ein enges Thal gebrochen, und wenige fahrbare Straßen führen aus Böhmen in das Sachsenland. Das Erzgebirg verkündigt durch seinen Namen schon, was für Produkte sich darin finden. Statt der Aussichten und fruchtbaren Thäler sind es hier die Erzgruben, welche am meisten interessiren. Schon seit alten Zeiten wird hier von den Bergknappen Silber und vieles andere Metall zu Tage gefördert, während die fleißigen Frauen und Mädchen Spitzen klöppeln. Bei all diesem Reichthum im Innern der Erde ist indessen das Volk arm, und ließe es sich nicht mit Wenigem genügen, so könnten so viel Menschen auf dem unfruchtbaren Boden gar nicht leben.

Das Innere von Deutschland zwischen Elbe, Rhein und Main ist von verschiedenen unter sich zusammenhängenden Gebirgen durchzogen, welche an Höhe und Ausdehnung den bisher genannten meistens nachstehen, allein mehr zur Mannigfaltigkeit des Landes beitragen. Da ist der Thüringerwald, von welchem der Hauptarm der Weser, die Werra, ihren Ursprung nimmt, und welcher zugleich Gewässer in den Main und in die Elbe sendet. Zwar gibt ihm das Nadelholz, womit er großentheils bedeckt ist, ein etwas düsteres Aussehen, und Silbererze werden nicht aus seinem Schooße gegraben; doch fehlt es nicht an schönen, weiten Aussichten in gesegnete Fluren und an freundlichen Thälern. Gewerbsame Städte liegen rings umher. In manchen Orten schmiedet man vortreffliche Eisen- und Stahlwaaren, und in den entlegensten Dörfern verstehen die Leute, sich durch Verfertigung von allerlei Holzwaaren und Kinderspielsachen ihren Unterhalt zu erwerben. Da werden Schachteln zusammengebogen, Schiefertafeln eingefaßt, Kienruß in Fäßchen gepackt, Puppengestelle, hölzerne Flinten und Säbel geschnitzt und was des Tandes noch mehr ist, der gewöhnlich von Nürnberg aus versandt wird und darum Nürnberger Waare heißt. Auch Singvögel fangen die armen Bergbewohner ein, stecken sie in selbstverfertigte Käfige,

lehren sie Liedchen pfeifen und tragen dieselben dann zum Verkaufe herum. — Weiter hinab am Main folgt die Rhön, der Vogelberg, der Spessart, holzreiche Gebirge, worin man vorzüglich Viehzucht treibt. Sie trennen das fruchtbare Franken, welches den Main umgibt, von dem alten Hessen, das um die Fulda und Lahn herlag, während jetzt auch Gegenden am Rhein und Main dazu gekommen sind.

In der Ecke zwischen diesen beiden Flüssen, dem Hunsrück gegenüber, liegt der Taunus, ein Gebirg, welches wegen seiner Naturschönheiten eben so berühmt ist, als wegen seiner zahlreichen Mineralquellen. So reich übrigens der Rheingau unter seinem Schutze von Reben grünt, so ist doch das Innere dieses Gebirges oft unfruchtbar; denn der Schiefer, woraus der Boden großentheils besteht, ist günstiger für den Weinstock, als für den Weizen. Weit rauher und wilder ist jedoch der Westerwald an den Ufern der Lahn und Sing, an welchen sich weiter gegen den Rhein hin eine schöne Gruppe von Bergen anreiht, nämlich das Siebengebirge bei Bonn. Dies ist der letzte bedeutende Punkt der den Westrand Deutschlands bildenden Gebirge.

Weiter nördlich zwischen Rhein und Weser liegen weitausgedehnte, aber nicht hohe Gebirge, die man unter dem Namen der westphälischen zusammenfassen kann, und deren nördlichste Ecke als Teutoburger Wald eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Denn dort fiel die große Schlacht vor, wo ein deutscher Feldherr, Hermann oder Armin genannt, die eingedrungenen Römer besiegte und dadurch sein Vaterland auf immer von ihrer Herrschaft befreite. Weit beträchtlicher ist das nördliche Gebirge zwischen der Weser und Elbe, der Harz. Man erwartet in dieser Lage, wo Deutschland sich schon zum Meere hin senkt und allenthalben die Ebenen beginnen, kein so hohes Gebirge mehr, dessen höchster Punkt, der Brocken, sich fast so hoch über das Meer erhebt, als der Schwarzwald; weil aber die Umgebung niedriger ist, weit ansehnlicher emporsteigt. Dort hat man natürlich eine ungeheure Aussicht über Gebirg und Ebene und bis zur Elbe hin. Auch fehlt es nicht an guten Anstalten für die Reisenden; denn es ist ein Wirthshaus auf dem Gipfel, das sogenannte Brockenhaus. Der Berg heißt auch der Blocksberg, und unter diesem Namen galt er früher als der Sammelplatz der Hexen, welche in der Walburgisnacht dort zusammen kommen und mit dem Teufel ihren Tanz halten sollten. Außer diesem hohen Berg hat der Harz noch weitere Merkwürdigkeiten: ungeheuer tiefe Schluch-

ten, unterirdische Höhlen und sehr ergiebige Bergwerke. Nächst dem Erzgebirge liefert der Harz unter allen deutschen Gebirgen die meisten Metalle, namentlich viel Silber. Das meiste Gold, welches durch unsere Hände geht, ist aus Gruben des Harzes oder Erzgebirges herausgefördert worden. Auch sieht man bisweilen Harzer Bergleute mit Modellen von Bergwerken und mit allerlei Mineralien herumziehen.

3. Die norddeutschen Ströme.

Unter den deutschen Strömen ist die Weser der kleinste und hat den kürzesten Lauf; dafür ist sie aber auch nach Ursprung und Mündung ein deutscher Fluß, in dessen Nähe einst die Römer von Deutschen geschlagen wurden. Die Weser erhält ihren Namen erst durch die Vereinigung der beiden bereits schiffbaren Flüsse Fulda und Werra, wovon die erstere auf der Rhön, die andere an dem Thüringer Wald entspringt. Sie bringen die Gewässer des Hessenlandes und Thüringens zusammen, und der durch ihre Vereinigung bei Münden entstandene Strom drängt sich zwar Anfangs durch Gebirge, besonders durch die sogenannte westphälische Pforte, fließt aber dann in ebenem Lande an der Stadt Bremen vorbei in die Nordsee. Nur ein bedeutender Nebenfluß verstärkt die Weser, die langsam fließende Aller mit den braunschweigischen und hannöverischen Gewässern. An ihrer Mündung, wo die Weser das Oldenburgische von dem Hannöverischen trennt, erweitert sie sich durch die eindringende See zu einer Art Meerbusen.

Dieser Mündung nähert sich auch die Elbe bis auf wenige Meilen, obgleich die Quellen derselben von den Weserquellen sehr entfernt liegen; denn die Elbe entspringt in Böhmen auf den Hochebenen des Riesengebirgs. Nachdem sie sich mit den sämmtlichen Gewässern des gleich einem Kessel nach der Mitte zu vertieften Königreichs Böhmen verstärkt hat, bricht sie durch das Erzgebirge in einer engen Schlucht hindurch, doch ohne einen Wasserfall zu machen, und erreicht das Königreich Sachsen. Hier wird sie zu einem breiten ansehnlichen Strome, und in der Hauptstadt Sachsens, Dresden, geht eine berühmte steinerne Brücke darüber. Zwischen hier und Magdeburg erhält sie mehrere ansehnliche Nebenflüsse, besonders die vom Fichtelgebirg kommende Saale. Der Harz ist zu nahe, um bedeutende Gewässer in die Elbe zu senden; dagegen kommt aus dem ebenen Lande zur Rechten die schiffbare Havel, welche vermittelst einiger Kanäle

auch die Schifffahrt aus der Elbe in die Oder möglich macht. Weiter unten erweitert sich die Elbe immer mehr, so daß sie bei Hamburg fast eine Stunde breit wird. Freilich trägt dazu das Meerwasser viel bei; denn die Fluth dringt fast 20 Meilen in den breiten Strom herauf und macht dadurch Hamburg zu einem Hafen für kleine Seeschiffe. Die fruchtbaren Ufer der Niederelbe gehören links zum Königreich Hannover, rechts liegt Mecklenburg und Holstein.

Auch die Oder hat ihre Quellen in Oesterreich, nämlich in Mähren, doch nicht weit von der preußischen Grenze, wo sie auch erst bedeutend wird. Die Provinz Schlesien ist fast nur als das große Thal der Oder anzusehen. Ihre vielen kleinen Flüßchen machen den Hauptstrom wasserreich, so daß derselbe in den niedrigen Gegenden häufig Ueberschwemmungen anrichtet, vor denen man sich durch hohe Dämme zu schützen sucht. Nur ein schiffbarer Fluß, die Warthe, verstärkt die Oder. Durch diese Warthe gelangt man zu einem in die Weichsel führenden Kanale. Da nun auch auf der linken Seite eine Verbindung mit der Elbe besteht, so würde die Schifffahrt von Westen nach Osten in der preußischen Monarchie sehr vollkommen sein, wenn diese Kanäle größere Schiffe tragen könnten. Die Mündung der Oder geschieht in der Provinz Pommern durch mehrere Arme und zwar in die Ostsee oder eigentlich in einen See, der mit dem Meere zusammenhängt und das Haff genannt wird. Die größte Stadt an der Oder ist die Hauptstadt von Schlesien, Breslau. Erster Handelsplatz aber ist Stettin, die Hauptstadt Pommerns, wo die Theilung der Oder in mehrere Arme beginnt, weßhalb sie nicht auf einer einzigen Brücke überschritten wird, sondern auf vier kürzeren.

Die Weichsel ist kein ganz deutscher Fluß; denn sie berührt die Länder des vormaligen deutschen Bundes nicht, und an der größten Länge ihrer Ufer wird polnisch gesprochen. Weil aber gegen ihren Ausfluß hin deutschredende Städte, z. B. das handeltreibende Danzig, liegen, und weil einst deutsche Ritter die Gegend umher für Deutschland gewonnen, so rechnet man die Weichsel immer noch gern zu den Flüssen unseres Vaterlandes. Ihre Quelle liegt auf den Karpathen, da, wo man aus Mähren nach Ungarn geht, und nachdem sie in einem großen Bogen Polen durchflossen und die dortigen Gewässer sich zugeeignet, auch die Hauptstadt Polens, Warschau, in zwei Thleile geschieden hat, fließt sie endlich nach Preußen und, in mehrere Theile getheilt, in ein mit der Ostsee zusammenhängendes Haff. Obgleich das von

der Weichsel durchflossene Land fast durchaus eben ist, so hat sie doch einen raschen Lauf und richtet sehr oft durch Ueberschwemmungen Verheerungen an. Da sieht der Landmann die Früchte seines Fleißes vor seinen Augen zu Grunde gehen und er leidet im Winter Hungersnoth. Schon deßhälb ist das Weichselland mit dem Rheinland nicht zu vergleichen; aber es fehlt auch die Schönheit der Ufer, welche jährlich so viele Fremde an den Rhein lockt.

4. Hessen.

Waldgebirge, Hügelketten, einzelne Bergkegel füllen die wald-, korn- und wiesenreichen Landschaften Hessens. Die milden Hügel, frischen Wiesengründe, klaren Bäche, klappernden Mühlen, die dichten Schatten der Eichen- und Buchenwälder, die man hier findet, vermisst der wandernde Deutsche in vielen Landschaften Südeuropas, sowie zwischen den Kiefern der skandinavischen Gebirgswelt. Doch sind erhabene Bergumrisse in Hessen nur seltene Ausnahmen. Und in der Regel entkleidet der Spätherbst das Land mit seinem Waldschmuck auch fast von allen seinen Reizen; um so entzückender ist die Wiederkehr des Frühlings, um so erquicklicher in den wenigen heissen Sommertagen das schützende Laubdach.

Der Hesse trägt noch das Gepräge seiner echten Deutschheit in starken, kräftigen Zügen und eigenthümlicher Art. Blondes Haar, blaue Augen, tüchtige, etwas spröde Naturen sind hier wie im sächsischen Norden zu Hause.

Das Sprichwort: »Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben,« deutet auf den Fleiss und die Ausdauer des hessischen Volkes, und wahrlich im Schweisse seines Angesichts muss es dem meist dürftigen Boden sein Brod abringen. Es heisst: »Der blinde Hesse.« Das Wort »blind« soll gewiss kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine feste, derbe, unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Veränderungen unterworfen ist, den stillen festen Muth, mit welchem der Hesse mit offenem Auge, wie ein Anderer mit geschlossenem, der Gefahr und dem Tode entgegen geht. Festigkeit, Tapferkeit, Redlichkeit und Treue, das heisst noch jetzt »hessisch.« Eine ganz eigenthümliche Ernsthaftigkeit und Ruhe charakterisirt die stattlichen Männer. Nirgends in Deutschland

sind die Menschen so wenig gegen den Fremden neugierig und gesprächig oder überhaupt zugänglich. Darin übertreffen sie, glaube ich, noch die Friesen.

5. Die Lüneburger Heide.

Die berühmte Lüneburger Heide zieht sich zwischen den Städten Lüneburg und Celle 10 Meilen weit hin. Sie ist ein ödes, trauriges Land ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne bedeutende Bäche und fast ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin man blickt, sieht man beinahe nichts als Heidekraut, magere Grasplätze, krüppelhaftes Nadelholzgebüsch, hie und da auch dünne Kiefern- und Fichtenwaldungen. Jedoch sind manche Strecken, welche ein oberflächlicher Beobachter vor etwa zwanzig Jahren für eine unwirthbare Wüste erklärt hätte, jetzt in blühende Fruchtfelder verwandelt, deren Ertag vielen Hunderten hinreichende Mittel zu ihrem Unterhalte bietet.

Was dem Lappländer das Rennthier ist, das sind dem Landmann der Heidedistrikte die sogenannten Heideschnucken, Schafe von kleiner dauerhafter Race. Das schmackhafte Fleisch liefert ihm manchen Braten, und aus der groben meistens schwarzbraunen Wolle verfertigt er fast alle seine Kleidungsstücke. Die Heideschnucken sind zwar um die Hälfte kleiner, als die spanischen Schafe, erfordern dafür aber auch nur geringe Pflege. Sobald der Frühling in's Land gekommen ist, zieht der Schäfer mit seiner Heerde des Morgens hinaus auf die Heide, deren junge Sprossen den genügsamen Thieren reichliche Nahrung bieten, und kehrt erst mit einbrechender Dunkelheit heim.

Der Buchweizen, in südlichen Ländern eine seltene Erscheinung, liefert dem Heidebewohner eine Hauptnahrung. Die Art, denselben zu bauen, ist eine höchst einfache. Auf dem dazu bestimmten Stück Heideland wird das hohe Heidekraut angezündet, die fruchtbare Asche untergepflügt und die Saat ausgestreut. Der dürrste Boden liefert bei diesem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen wird theils zu Mehl, theils zu Grütze verwendet. Letztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, wird meistentheils anstatt des ersten Frühstücks genossen, und ersteres zu Pfannenkuchen und Klösen benutzt.

Eine andere Quelle, woraus dem Landmanne ein ansehnlicher Erwerb zufließt, sind die Blüthen der Heide und des Buchweizens. In ihnen finden Millionen Bienen einen äußerst reichlichen Honigstoff. Weil der aus der Heide gewonnene Honig doppelt

geschätzt wird, so beschäftigen sich die Bewohner der eigentlichen Lüneburger Heide hauptsächlich mit der Bienenzucht. Im Frühling werden die Bienenstöcke wo möglich zuerst in die Rübsamenfelder gestellt. Sobald diese abgeblüht haben, stellt man sie in die Nachbarschaft weiter Buchweizenfelder, und im Juli errichtet man sie mitten in der blühenden Heide und bekümmert sich dann nicht eher wieder um die Bienen, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind. Bisweilen werden die Bienen den Reisenden gefährlich; denn wenn sie auf irgend eine Art gereizt werden, so fallen sie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger her, bedecken in einem Augenblicke deren Gesicht und Hände, kriegen ihnen in die Nasenlöcher, in den Mund, in die Ohren und verwunden sie mit vielen tausend Stichen so stark, daß sie betäubt niedersinken und unterliegen.

Die Niederungen an der Aller und den Nebenflüssen der Elbe enthalten unerschöpfliche Torflager, und der dort gestochene Torf wird in großen Massen ausgeführt, namentlich nach Hamburg und Hannover. Viele Tausende leben ausschließlich vom Torfstechen.

6. Das Köngreich Preußen.

Ein großer Theil der weiten norddeutschen Ebene, die an der Nordgrenze Sachsens mit fruchtbaren Feldern beginnt, sodann aber, in kärglichen Sandboden übergehend, sich nach Norden bis zu den Gestaden der Ostsee hinzieht, bildet den größeren Theil des Königreichs Preußen. Man sieht es der ganzen Gestaltung des Bodens auf den ersten Blick an, daß er nicht immer so war, und daß da, wo jetzt Städte und Dörfer stehen und fleißige Menschen der Erde ihren oft nur kärglichen Segen abzugewinnen suchen, einst die Meereswogen dahinbrauseten. Schlesien, Brandenburg und Pommern, dann östlich von diesen die Provinzen Polen und Preußen nehmen diese Niederungen ein. Fischerei und Schifffahrt sind Hauptnahrungszweige längs der Ostseeküste, an der sich auch, besonders zwischen Pillau und Palmniken, der von Nordweststürmen vom Meere ausgeworfene Bernstein findet. Ganz verschieden von diesen einförmigen sandigen Ebenen ist ein ziemlicher Theil der äußerst fruchtbaren Provinz Sachsen, besonders in ihrem an Sagen und Ruinen reichen thüringischen Theile, sowie der größte Theil der andern obwohl viel kleineren Hälfte der Monarchie, die Rheinprovinz und Westphalen. In jener erheben sich zu beiden Seiten des sie durchströmenden Rheins herrliche

Berg- und Hügelreihen mit ihren zahlreichen Burgruinen, Rebenpflanzungen oder waldgekrönten Rücken. Wie verschieden ist dieser Theil der Monarchie von jenem östlichen! und doch umschließt letzterer das Stammland, um das sich allmählich seit fast 200 Jahren die übrigen Lande schaarten. Es ist ein wehrhaftes, waffenkundiges, treues Volk, das diesen Boden bewohnt. Kein gesunder, kräftiger Jüngling kann sich dem Waffendienste entziehen; dieser ist Pflicht für alle Volksklassen. So mäßig die natürlichen Erzeugnisse des Landes und des Bodens sind, so bedeutend ist die Betriebsamkeit seiner Bewohner. Berlin, Magdeburg, Breslau, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Crefeld, Aachen, Solingen, Remscheid und viele Städte der Rheinprovinz, sowie Schlesiens machen der deutschen Industrie Ehre; die Länder Kleve und Berg mahnen an England. Ueberall ist man bemüht, den Nationalwohlstand zu heben, soweit die Natur und andere Verhältnisse es nur gestatten. Reges Leben fördern die Elbe und die durch Kanäle mit ihr verbundene Oder, besonders aber der Rhein im westlichen Theile der Monarchie, die Eisenbahnen sowie die fast zauberhaften elektromagnetischen Telegraphen, die entferntesten Provinzen mit der Hauptstadt und unter einander verbindend.

Der gute Anbau des Bodens erzeugt mehr, als der Bedarf erheischt, und neben und unter den Sandgegenden der Mark, Pommerns und der Provinz Preußen sind gar manche Strecken von außerordentlicher Fruchtbarkeit, wie die Niederungen des Niemens und der Weichsel, die Warthe- und Oderbrüche in der Mark, die Gegend um Magdeburg, die östliche Ebene zwischen dem Riesengebirge und der Oder in Schlesien, die güldene Aue in Thüringen, die Soester Börde in Westphalen. Ist auch die Ausbeute an edeln Metallen nicht so beträchtlich, wie in Sachsen, so gewinnt man doch neben Silber im Mansfeldischen und in Schlesien vorzüglich Eisen und Steinkohlen in hinreichender Menge, besonders in Oberschlesien und den Flußgebieten der Sieg, Ruhr und Saar. An Salz ist ein unerschöpflicher Ueberfluß vorhanden.

7. Berlin.

Die Hauptstadt des preußischen Staates ist von der für kleine Fahrzeuge schiffbaren Spree durchflossen und steht dadurch mit der Elbe und Oder in fahrbarer Verbindung. Dazu kommen die Eisenbahnen nach Hamburg, Stettin, Leipzig und andern

bedeutenden Städten, wodurch sie der Nord- und Ostsee, sowie dem Innern von Deutschland nahe gerückt ist. Doch ist Berlin nur in so weit Handelsstadt, als seine Größe (420,000 Einwohner) und seine Wichtigkeit als Hauptstadt eines ganzen Landes es schon mit sich bringt. Denn wo viel verzehrt wird, da muß auch viel Handel sein, und wo viele Fremde einkehren, da kann Kauf und Verkauf nicht ausbleiben. Aber Berlin hat auch nicht das altmodische Aussehen der alten Handelsstädte. Nur wenige seiner Straßen sind enge und krumm; manche bestehen aus lauter großartigen Häusern; eine ist sogar über eine Viertelstunde lang, schnurgerade und dabei von ansehnlicher Breite. Eine andere nicht viel kürzere ist mit einer Lindenallee besetzt und bietet also herrliche Gelegenheit zum Spazierengehen innerhalb der Stadt. Berlin ist reich an schönen Gebäuden aller Art. Der königliche Palast ist zwar zum Theil alt, zum Theil neu, aber dennoch sehenswerth. An die Stelle des abgebrannten Opernhauses ist ein neues, schönes gebaut worden. Selbst einige Thore sind mit großer Kunst und bedeutenden Kosten erbaut worden. Was aber der Stadt vorzüglich zur Zierde gereicht, sind die Standbilder der großen Helden des preußischen Staates. Auf den öffentlichen Plätzen stehen diese marmornen Bildsäulen und rufen den Vorübergehenden die Erinnerung an die Männer zurück, welche im 7 jährigen und in dem französischen Befreiungskrieg Preußen vom Untergange retteten. In dem Zeughause befinden sich zugleich die in den Kriegen erbeuteten merkwürdigen Fahnen, Kanonen und sonstigen Waffen. Daß man auch den gemeinen Soldaten jetzt mehr Anerkennung zu Theil werden läßt, als vordem, wo die Invaliden nach dem Kriege betteln gehen mußten, beweist das von mehr als 1000 Personen bewohnte Invalidenhaus, worin für die hilflosen im Kriege verstümmelten Soldaten Sorge getragen wird. — Doch gedeihen in Berlin die Künste des Friedens noch besser. Von Fabriken wollen wir nur an die vortreffliche Eisengießerei erinnern, worin nicht bloß Brücken mit Bogen und Geländer, sowie Maschinen und Maschinentheile der verschiedensten Art, sondern auch herrliche Bildsäulen und Brustbilder aus Gußeisen verfertigt werden. Ja die Kunst geht noch weiter und liefert die feinsten Schmucksachen aus Eisen, Finger- und Ohrringe, Armbänder und Vorstecknadeln, Ketten und was man sonst nur aus Gold zu arbeiten pflegt. Im Durchschnitt liefert die Fabrik jährlich 10,000 bis 12,000 Zentner solcher Gußwaaren, wovon die leichtesten 1/10 Loth, die schwersten 40 Zentner wiegen. Auch

die königliche Porzellanfabrik gehört zu den vorzüglichsten Europas. Da werden die feinsten Geschirre von den schönsten Formen verfertigt und ein großer Theil davon vergoldet. Die Zahl der dabei beschäftigten Menschen beträgt 400.

Die Berliner Universität zählt viele Studenten und zahlreiche Lehrer. Eine Bibliothek von mehr als 400,000 Bänden unterstützt die Bestrebungen der Gelehrten.

Von den Vergnügungsplätzen der Berliner ist der bekannteste der Thiergarten, ein großer mit Spaziergängen und Fahrstraßen durchzogener Park, worin Kaffeewirthschaften, Karussels und Schaubuden aller Art zerstreut sind. Eine große Annehmlichkeit ist dabei, daß die Hauptallee des Nachts erleuchtet ist, so wie denn überhaupt die Erleuchtung von Berlin sehr glänzend und vollständig ist.

8. Hamburg.

Hamburg ist nach Wien und Berlin die grösste Stadt in Deutschland und trotz der Verluste, die es durch den grossen Brand im Jahre 1842 erlitten hat, einer der reichsten und ersten Handelsplätze in ganz Europa. Ihre 163,000 Einwohner leben fast alle von dem Handel und der Schifffahrt, und die ganze Stadt ist für solche Zwecke eingerichtet. Deshalb ist sie grossentheils von Kanälen durchschnitten, worauf man die Waaren in die Magazine und heraus transportirt, wodurch freilich der niedrig liegende Theil der Stadt, schon seiner niedrigen Lage nach, leicht überschwemmt wird. Zu den Schönheiten von Hamburg gehört ein rings mit Alleen umgebener Weiher, worauf man im Sommer in Nachen, im Winter in Schlitten fährt oder Schlittschuhe läuft, und wo sich zu allen Zeiten Spaziergänger versammeln. Das Innere der Stadt war früher sehr unfreundlich wegen der engen Strassen und Häuser und vorzüglich wegen der sogenannten Gänge, welche enge überbaute Gässchen sind, wo in einem einzigen Gebäude oft 20—30 arme Familien wohnen. Denn auch hier findet sich die traurigste Armuth neben dem glänzendsten Reichthum. Durch den grossen Brand, welcher in vier Tagen 4219 Gebäude der innern Stadt in 75 Strassen zerstörte, hat sich darin Manches geändert; denn man baute wenig-

stens hellere und gesündere Wohnungen, als die alten waren, wieder auf. Dass der Michaelisthurm zu Hamburg der höchste in Deutschland sein soll, indem er sich 456 Fuss erhebt, soll hier nicht unerwähnt bleiben. Für den Fremden ist noch der Anblick des Hafens mit seinen Hunderten von Masten und Wimpeln, mit den Matrosen und Schiffskapitänen aller Nationen, mit den ankommenden und abgehenden Fremden und den aufgethürmten Waarenballen von grosser Wichtigkeit. Wer dergleichen noch nicht gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen.

9. Das russische Reich.

Dieses erstaunliche Reich, größer als zwei Erdtheile, Europa und Australien zusammengenommen, erstreckt sich durch deren drei. Es nimmt mehr als die Hälfte von Europa, ganz Nordasien und einen Theil des nordwestlichsten Amerika's ein.

Der Boden dieses ungeheuren Reichs ist im Allgemeinen eine unermeßliche Ebene. Nur auf der südlichen Halbinsel Krim, dann zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, ferner auf der Grenze zwischen Europa und Asien und auf dem Südsaume Sibiriens mächtige, zum Theil weit in die Ebene dringende Gebirge. Alles Uebrige ist Flachland. Es hat im kaspischen Meere, im Aral-, im Baikal- und Ladoga-See die größten Landseen, und außer der segensreichen Wolga und dem reißenden Dniepr in Europa, besonders in Sibirien am Ob, Jenisei und Lena wahre Riesenströme von beträchtlicher Länge. Die Donau ist wenigstens auf eine Strecke hin ein russischer Grenzfluß. — Neben diesen und den zahlreichen andern Flüssen breiten sich bald endlose undurchdringliche Wälder, bald unabsehbare Steppen, bald fruchtbare Felder oder lange Bergketten aus. Traurig und öde ist besonders der Norden mit seinen eiserstarrten Mooren und endlosen Eis- und Schneeflächen. Freundlicher und ergiebiger ist das mittlere und südliche Rußland an der Wolga hinab und in der Ukraine. Hier sind die reichsten und fruchtbarsten Kornländer des Reichs. Noch milder und reizender sind die Krim und die Thäler jenseit des Kaukasus, welche an Reichthum und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses und an Milde des Klima's mit Spanien und Italien wetteifern. Alles Uebrige ist entweder geradezu Steppe, oder von Steppen

durchbrochen, wo nomadische Völker ein einförmiges Leben führen.

Petersburg, an der klaren und breiten Newamündung gelegen, ist die Hauptstadt dieses Reichs, eine Großstadt von gewaltigem Umfange und voll Schönheit und Pracht, wie keine zweite so nördlich gelegene Stadt. Die kaiserlichen großartigen Paläste, die kostbaren Kirchen mit ihrer Ueberfülle an Gold und edlen Steinen, an Bildern und Altären, die ausgedehnten öffentlichen Plätze, die langen prächtigen Straßen, die nahen Park- und Gartenanlagen mit ihren Lusthäusern und Schlössern, die blauen Fluthen des finnischen Meerbusens mit den zahllosen Masten und Segeln darauf und dem fernher schimmernden uneinnehmbaren, granitnen Bollwerk Kronstadt, die schönen Steingänge, an den Newa-Armen, — Alles verkündet die kaiserliche Macht und Herrlichkeit.

10. Die skandinavische Halbinsel.

Diese umfaßt die seit 1814 unter einem Scepter vereinigten beiden Königreiche Schweden und Norwegen, und ist ein rauhes Gebirgsland. Auf den Kiölen, die es in der ganzen Länge durchziehen, liegt ewiger Schnee; in den Wäldern haust der braune Bär mit seinem zottigen Pelze. Nur die südlichen Theile des schwedischen Tieflandes, die Thäler und einige breitere Küstenstrecken sind bewohnt und angebaut. Hier wird sehr sorgfältig Landwirthschaft, Pferde- und Rennthierzucht getrieben; ja einige durch hohe Gebirge geschützte südliche Küsten und Thäler liefern Obst und lassen selbst Kastanien und Wallnußbäume fortkommen. Die ganze Halbinsel ist mit Seen und tiefen Meerbusen, welche Flüssen gleichen, ausgezackt. Wenn man zum Nordkap hinaufsteigt, sieht man die Tanne an die Stelle der Buche treten; auf die Tanne folgen unermeßliche am Boden mit weißem Moose bedeckte Fichtenwälder, die dem Lappländer und seinem Rennthier einen Winteraufenthalt bieten; die Birke, die gegen das Eismeer hin fast krautartig wird, beschließt das Reich der großen Gewächse, und endlich steht das Pflanzenleben still. Die bebauten Ebenen des Nordens, in große Pachthöfe getheilt, zeigen überall eine hohe Umzäunung von Feldsteinmauern, die mit Rasen bedeckt und mit hohen Bäumen, oft auch noch mit breiten Gräben umgeben sind. Mitten in einem solchen weiten Umkreise sieht man auf einem öden, fast baum- und gartenlosen Flecke viereckige Gebäude. In dem großen viereckigen Hofe

findet man im bunten Gewühl alle Hausthiere, mit den Kindern und den übrigen Gliedern des Hauses untermischt.

Die Schweden sind germanischer Abkunft, vereinigen Offenheit, Biedersinn und Verstand mit der Würde und dem Ernst, welche den freien unabhängigen Menschen charakterisiren. Der schwedische Bauer ist Eigenthümer des Bodens, den er bebaut, und er hat ihn um so lieber, je mehr Anstrengung, je mehr Kampf mit einem undankbaren und rauhen Klima dessen Bearbeitung erfordert. Der karge Ertrag der Felder sammt dem langen Winter leiten ihn zur Erlernung einer Menge Geschicklichkeiten, durch deren Anwendung er hundert Bedürfnisse befriedigt, für welche der Landmann in südlicheren Ländern fremder Hände bedarf. Der Bauer ist zugleich Schuhmacher, Zimmermann, Grobschmied, Maurer, Schreiner, Schneider, Wagner und Sattler; seine Frau strickt, spinnt und webt; die Mädchen verfertigen allerhand Geräthe zum Putze und in's Haus. Das Volk ist eben so unterrichtet, als höflich.

Man wird in Schweden wenig Menschen antreffen, die nicht lesen, schreiben und rechnen können. Städte und Dörfer sind durchgängig das Bild der Reinlichkeit und Ordnung und haben gewissermassen einen Ausdruck von Volkszufriedenheit. Alles im Hause blinkt von Reinlichkeit, Tische und Stühle, Wände und Geschirre, die Fenster und die Gesichter der Menschen.

11. Das britische Reich.

Von den Wogen der Nordsee und des atlantischen Oceans bespült, liegt nördlich von Frankreich, nordwestlich von Deutschland der Mittelpunkt alles Welthandels, alles Weltreichthums, alles Weltgewerbfleißes, aller Weltherrschaft auf dem Meere, Europa's größte Insel, Großbritanien mit der unter seinem Scepter stehenden Insel Irland. Seine Kolonien findest du in allen Weltheilen, allen Zonen, allen Meeren; nie geht in ihnen die Sonne unter; denn indem sie in Ostindien sich zum Untergange neigt, steht sie in Mittelafrika und Europa hoch am Himmel und beginnt den Saum der Küsten Amerika's und Westindiens zu vergolden. Doch nur einen Blick auf das europäische Stammland wollen wir thun! Ein Schiff trägt uns vom heimathlichen Boden an das nebelverhüllte Gestade Britaniens. Ein mildes Klima herrscht dort. Da ist im Sommer nichts von jenen heißen Tagen, wie wir sie in der deutschen Heimath erleben, und in den Gebirgen des hohen Nordens ist

der Winter milde. Während Monate lang Schnee und Eis Deutschlands Fluren und Flüsse im Winter decken, ist hier nichts von diesem Allen, und gar oft sieht die künftige Woche den Schnee der vorhergehenden nicht mehr. Aber ein trüber Himmel, eine bis in die Nachmittagsstunden nebelige Atmosphäre lagert über dem grünen Insellande, und Regenwolken entladen sich oft über seinem gutangebauten, oft fruchtbaren, oft aber auch sumpfigen Boden. Vergeblich suchst du nach Strömen, wie wir sie in Deutschland haben, so reich das Land auch an Flüssen und besonders an von rastlos thätigen Menschen erbauten Kanälen ist. Auf sanftem Hügellande wanderst du dahin, und nur gegen Westen nach Wales (Wähls) und gegen Norden nach Schottland zu kommst du in Gebirgsgegenden, deren höchste Höhen den Brocken um einig hundert Fuß überragen mögen. Eisenbahnen durchkreuzen nach allen Richtungen das Land. Zur Rechten und Linken fliegen die größten Städte mit ihren Hunderten von hohen rauchenden Schornsteinen, die vielen Dörfer mit den Fabrikgebäuden an dem Reisenden vorüber. Jetzt sehen wir, wie bevölkert das gewerbreiche Land ist. In tiefer Erde, in den größten Steinkohlengruben im Westen des Landes, und in den obersten Fabrikräumen sind Menschen und zahllose Maschinen in fast ununterbrochener Thätigkeit. Tausende von Fabriken aller Art finden sich in allen Theilen des Landes und vermehren, vereinfachen, vervollkommnen sich täglich. Hier wollene Zeuge aller Art; dort die großartigsten Baumwollen-Fabrikationen in Spinnereien, Webereien und Druckereien; da Seidenfabriken, und hier wieder die unübertroffenen Fabriken in Metallen und Glas. Mehr als 30,000 Handelsschiffe durchschiffen alle Meere, holen die Rohstoffe herbei, oder verfahren die gefertigten Waaren nach allen Häfen der Erde, besonders den außereuropäischen, um reichbeladen mit Gewürzen aller Art, Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle an die heimathlichen Gestade zurückzukehren. Welcher Pracht, welchem Luxus, welchem Reichthume begegnen wir fast auf allen Schritten; welch glückliches Land! Aber der Schein trügt! Begleite mich in die größten Fabrikräume, und Tausende bleicher Gestalten begegnen uns; komme in die Hütten dieser armen Menschen, und du findest die bitterste Noth und das herzzerreißendste Elend; sprich mit ihnen, und Unwissenheit und Rohheit sprechen aus jedem ihrer Worte; und willst du die Lage der Armen noch näher kennen lernen, so begleite mich in die Tiefe der Erde, in die Stein-

kohlenbergwerke! Schaaren bleicher, zerlumpter Kinder und Weiber, mit schweren Bürden belastet, bald kriechend, bald rutschend, begegnen dir auf allen Schritten, Noth und Jammer in den bleichen Gesichtszügen, Rohheit in Wort und Handlungen. Vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht arbeiten sie, ihren Leidensgenossen in den Fabriken hierin gleich, in den Tiefen der Erde.

12. Frankreich — Paris.

Wandern wir aus der Mitte Deutschlands gen Südwest immer weiter und weiter, so werden wir endlich vor den blauen Fluthen des mächtigen Rheins stehen. Ueberschreiten wir diesen Strom, so treten wir in das herrliche Frankreich ein. 36 Mill. Menschen bewohnen dieses schöne und fruchtbare, meist ebene Land, das von hundert Flüssen bewässert wird. Ja wohl ist Frankreich ein herrliches und gesegnetes Land; denn im Norden findet sich Alles, wie in Deutschland: reichlich tragende Getreideäcker, lachende Obst- und Gemüsegärten, würzigduftende Wiesen. Noch freundlicher gestaltet sich aber das Bild im Süden. Hier wachsen Citronen, Orangen, Mandeln, Kastanien, Feigen, Oliven und noch viele andere Früchte und Kräuter in sehr grosser Menge. Besonders gedeiht aber hier guter feuriger Wein, mit welchem auch die mittleren Provinzen überreichlich gesegnet sind. Wo das Land des Anbaues fähig ist, blühen Ackerbau und Viehzucht. Namentlich herrscht aber in den vielen und mitunter sehr grossen Fabriken sehr reges Leben und eine seltene musterhafte Thätigkeit; denn die Franzosen sind ein fleissiges, erfinderisches und betriebsames Volk. Wo der Deutsche langsam grübelt, sinnt, erwägt, da setzen die Franzosen ihre Gedanken schnell in's Leben, greifen rasch zur That. So haben sie im ersten Anlauf Vieles und Grosses ausgerichtet, sind viel bewundert und gerühmt worden, am meisten aber von sich selbst. Ruhm, äussere Ehre, das ist ihr höchstes Streben und gilt ihnen oft mehr, als Pflicht und Recht. Sie wollen gepriesen sein, und während der Deutsche, der Engländer still seine Bahn wandelt, zufrieden, wenn er etwas Rechtes schafft, da spreizt sich der Franzose, als möchte er aller Welt zurufen: »Seht mich doch an!« Aber sieh ihn an, wo er wenig beachtet wird, wo er getrennt lebt

von seinen ruhmsüchtigen Landsleuten! Sieh ihn unter andern Völkern, die nicht gerade denken, dass jeder Franzose ein Wunderding sei; die nicht gleich rühmen und preisen, sondern dem Menschen erst ein wenig tiefer in's Herz blicken wollen! Geh nach Petersburg, Stockholm, London! allenthalben siehst du die Deutschen als angesehene Herren unter den Fremden, die Franzosen als Diener.

Paris, diese Weltstadt mit 30,000 Häusern, 1150 Strassen, 300 Kirchen, 25 Hospitälern und Krankenhäusern, 24 grossen und kleinen Theatern, ist die Haupstadt Frankreichs. Sieben bis acht Stunden hat diese grosse Stadt im Umfange, und $1\frac{1}{2}$ Mill. Menschen wohnen und leben hier. Wie es in den mitunter engen und krummen Strassen wimmelt von geputzten Herren, Damen und Soldaten, von prächtigen Kutschen und Karrossen, von schmutzigen Wasserträgern und Schuhputzern, von fleissigen Einwohnern, wie von Faulenzern und Bettlern, von ehrlichen Leuten, wie von Betrügern und Diebesgesindel! Obwohl Paris im Allgemeinen unregelmässig gebaut ist, so findet man daselbst doch auch viele neu angelegte breite, schöne und höchst regelmässige Strassen mit den stattlichsten und grossartigsten Palästen besetzt, unter denen gar manche wahre Wunder der Baukunst sind.

Die Pariser selbst sind ein unruhiges und höchst reizbares Volk, und was in grossen wichtigen Augenblicken die Bevölkerung von Paris thut und beschliesst, heisst stets das ganze grosse Frankreich gut. Daher ist der Ausspruch entstanden: Paris ist Frankreich!

13. Spanien und Portugal.

Ganz im Südwesten Europa's streckt sich die schöne pyrenäische Halbinsel, fast von der Größe unseres deutschen Vaterlandes, in den großen atlantischen Ozean hinaus, so weit nach Süden, daß sie beinahe an den heißen Erdtheil Afrika hinanreicht. Sie wird von ihren stolzen Söhnen das Antlitz Europa's genannt, und ist von ernstem und düstern aber stets erhabenen Ausdruck. Zwei Königreiche, Spanien und Portugal, befinden sich auf ihr. Ein herrlicher, blauer Himmel spannt sich über die zum Theil himmelhohen Gebirge im Norden und Süden derselben aus; die schönsten Südfrüchte gedeihen in diesem Garten Gottes; große Heerden

Schafe, kräftige Stiere und stolze Rosse weiden auf den Fluren. Zwar treten dem Wanderer unendliche baumlose, sonnenverbrannte Flächen voll Einsamkeit entgegen. Doch dehnen sich auch in manchen Gegenden die Felder unabsehbar weit aus, und die gelbe Aehrenfluth wiegt sich in der gluthzitternden Luft. Um die Mitte des Frühjahres kann man hier und da weite Rasenstrecken sehen, prachtvoll übersäet mit rothblühendem Mohn; aber nirgends entdeckt das Auge den Säemann; nirgends gewahrt man jene heiteren Arbeiter- und Schnittergruppen, die anderwärts das Land beleben. Die Dörfer sind meist sehr schön gelegen, bald hoch am felsigen Rande eines Abgrundes, bald auf dem steilen Abhange eines Berges sich hinaufschlängelnd. Der Bergpfad, der durch das Dorf bis auf den Gipfel führt, gleicht dann von weitem einer langen Boa, deren Haupt von einer alten Feste mit verfallener Ringmauer und hohem Zinnenthurm gekrönt ist, der noch jetzt den Haufen roth angemalter Häuschen zu seinen Füßen zu beschützen scheint. Und diese Dörfer sind immer umfangreich; denn das Landvolk drängt sich darin gern in Massen zusammen, aus Furcht vor den Räuberbanden, welche die Ebene unsicher machen.

Eine 7 Meilen lange und 2—3 Meilen breite Meerenge, welche das Gewässer des atlantischen Weltmeeres mit dem blauen Mittelmeer verbindet, scheidet im äußersten Süden der Halbinsel Europa von Afrika. Auf beiden Seiten dieser schmalen Wasserstraße hat die Natur einen nackten brennenden Felsen hingestellt. Der Felsen auf europäischer Seite ragt etwa 1400 Fuß empor. Auf ihm liegt eine der stärksten Festungen der Erde, durch die Natur und die Kriegskunst gleich uneinnehmbar gemacht. Die Engländer haben dieselbe seit 1704 inne; durch sie sind sie Herren der Meerenge, welche den Schlüssel zum Mittelmeer bildet. Der Felsen, der Busen und die daran gelegene Stadt heißt Gibraltar.

14. Die Schweiz (oder Helvetien.)

Auf, lasset uns heute im Geiste einmal in die schöne romantische Schweiz wandern! — Mir ist's, als erblickte ich wirklich schon in der Ferne die hohen Alpengebirge mit ihrem ewigen Schnee und ihren Eisfeldern, die nie an den warmen Strahlen der Sonne ganz zerrinnen. Auf dem Abhange dieser Gebirge aber und auf tausend grünen niedrigen Bergen sehe ich zahllose Heerden Kühe und Ziegen; und mitten unter ihnen sitzen auf dem weichen Grase oder auf schroffen Felsen muntere Hirten, die

fröhlich den Kuhreigen blasen, der die Herzen aller Schweizer mit Freude und Vaterlandsliebe erfüllt. Auf den Bergen zerstreut liegen eine Menge kleiner Hütten, Sennhütten genannt, wo die Kühe und Ziegen gemolken werden, und wo man aus ihrer fetten Milch köstliche Käse bereitet, die als Handelsartikel durch die halbe Welt versendet und überall gern gekauft und gegessen werden.

Ja, ein schönes herzerhebendes Land ist die Schweiz! In keinem andern findet man mehr Veranlassung, die Größe und Allmacht Gottes zu bewundern, dessen Hand diese ungeheueren Bergmassen aufgethürmt hat, von denen manche Spitze noch nie von eines Menschen Fuß betreten worden ist. Die Schweiz ist im Ganzen ein rauhes Gebirgsland; nnd ob es gleich südlicher liegt, als Deutschland, so ist doch die Luft des vielen Schnees und Eises wegen viel kälter, als bei uns. Durch den Gebirgsschnee entsteht im Frühjahr, wenn er anfängt, weich zu werden nnd zu schmelzen, oft schreckliches Unglück; denn wenn sich von den steilen Felsen auch nur ganz kleine Klumpen ablösen und von dem hohen Gebirg herabrollen, so werden sie, ehe sie in das Thal kommen, zu so ungeheuren Massen, daß öfters ganze Dörfer mit allen Einwohnern und allem Vieh darunter begraben werden. Man nennt dies Schneelavinen. Dann wehen aber auch oft die Winde von den Berggipfeln eine solche Menge feinen Schnee herab, daß ganze Thäler damit überdeckt werden. Hierzu kommen noch haushohe Eisklumpen, die im Sommer von der Spitze der Berge herabrollen, und so wird nun nach und nach der ganze Zwischenraum zwischen zwei Bergen mit Eis und Schnee ausgefüllt, und das nennt man Gletscher.

Man sieht in der Schweiz Berge, die zwölf bis vierzehn tausend Fuß hoch sind, wie z. B. das Schreckhorn, die Jungfrau, der Monterosa. Wenn ihr nun bedenkt, daß selten ein Kirchthurm 400 Fuß hoch ist, so könnt ihr euch die außerordentliche Höhe dieser Berge ungefähr vorstellen. Ihre Gipfel verlieren sich in den Wolken, und wenn man auf der Spitze steht, so hat man oft das Vergnügen, unter seinen Füßen den Blitz zu sehen und den Donner zu hören.

Die Berge, die vielen Seen und Flüsse lassen in der Schweiz wenig Land zum Ackerbau übrig; sie kann daher nicht unter die fruchtreichen Länder gerechnet werden. Wo man aber ackern oder hacken kann, da ist der Boden ziemlich ergiebig an Getreide, und

in manchen Gegenden baut man daneben ziemlich viel Wein. Auch fehlt es in der Schweiz nicht an gutem Obst. Besonders reich aber ist das Land an fetten Viehweiden; denn die niedrigen Berge und der Abhang der größeren ist mit den kräftigsten Futterkräutern bewachsen: deswegen übertreffen auch die Schweizer Kühe im Ganzen viele andere an Größe. Die Flüsse und Seen liefern eine Menge Fische, die Wälder etwas Wildpret, und auf den hohen Gebirgen sieht man oft Gemsen umherklettern. So ist denn die Schweiz ein Gemisch von angebauten Fluren, fetten Thälern, kräuterreichen Triften, grünenden Hügeln, schroffen Felsen, hohen Gebirgen und Eisgletschern. Auf den Bergen, die oben ewiger Schnee bedeckt, hat man oft in den Sommermonaten alle vier Jahreszeiten: Herbst, Sommer, Frühling und Winter. Während an dem untern Theile schon die Heuernte vorbei ist, wird auf einer nachfolgenden höheren Stufe das Gras zu dem Heu erst gemäht und getrocknet. In den noch höhern Gegenden blühen die ersten Grasblümchen, und auf den Spitzen der Berge liegt der Schnee haushoch.

Die Schweiz hat nicht mehr als 2,300,000 Einwohner; aber es sind brave, treuherzige und achtbare Menschen. Sie weben schöne Baumwollen- und Seidenzeuge, Bänder, Tuch und Leinwand; ihre Frauen und Töchter klöppeln Spitzen; dann wird auch in der Schweiz viel gutes Papier gemacht. Ferner kommen aus der Schweiz eine Menge goldene und silberne Uhren, auch andere Goldarbeiten, vorzüglich aus Genf. Mit diesen Waaren, besonders aber mit Vieh, Butter und Käse treiben die Schweizer einen ansehnlichen Handel, und da sie aus ihren Bergen auch Eisen, Kupfer, Silber, Marmor und viele andere Mineralien erbeuten, so finden auch hier eine Menge Menschen Beschäftigung und Gelegenheit zum Handel.

15. Italien.

Wohlauf nun, nach Italien, der großen, schönen Halbinsel, die südöstlich von der Schweiz in der Gestalt eines Stiefels weit in das mittelländische Meer hineinreicht. Von den Alpen aus gelangen wir zunächst nach Oberitalien, wo sich an den Flußufern hin und an den Hügeln empor üppige Getreide-, Reis- und Maisfelder ausbreiten. Zwischen ihnen prangen weite Reben- und Obstpflanzungen, Nuß- und veredelte Kastanienbäume, und von Baum zu Baum winden sich die Weinreben mit den süßen

Trauben. Haben wir die Apenninen überstiegen, so breitet sich Mittel- und weiterhin Unteritalien vor uns aus. Hier vermehren sich die eigenthümlichen Züge des Südens; es herrscht da ein ewiger Frühling, und man glaubt öfters in dem lieblichsten Garten, in einem Paradiese zu sein, wo die Natur in ihrer vollen Schönheit prangt und dem Menschen nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Allenthalben findet man Mandeln, Feigen, Oelbäume, Zitronen, Pomeranzen, Lorbeerbäume, Granatäpfel, Johannisbrod, Süßholz ꝛc. In Sommernächten sind Felder und Gehölze von unzähligen leuchtenden Insekten erfüllt, die in ihrer tanzenden Bewegung einen sich stets verändernden Glanz geben und über das Land einen neuen gestirnten Himmel auszubreiten scheinen.

Die Italiener zeichnen sich in der Musik und Malerei aus, sind aber in Wissenschaften noch zurück. Vor 500 Jahren waren sie das erste handeltreibende Volk, und auch jetzt beschäftigen sie sich noch mehr mit Handel, als anderen Erwerbszweigen. An der Tagesordnung sind unter ihnen Bettelei, Straßenraub und heimliche Mordthaten. Diejenigen, welche sich zur Ausübung der letzeren für Geld erkaufen lassen, sind unter dem Namen Banditen bekannt.

16. Griechenland.

Das im Jahre 1829 wieder erstandene Griechenland streckt sich über den südlichen Theil der grossen Balkanhalbinsel und über mehrere Inselgruppen aus. Es war in der ältesten Zeit ein rauhes Land, voller Waldungen, Berge, Sümpfe und wilder Thiere, und seine ausgezackten Küsten, seine zahlreichen Seen, Höhlen, Bergklüfte und Spuren feuerspeiender Berge beweisen, dass es durch Ueberschwemmungen, Erdbeben und Ausbrüche unterirdischen Feuers gewaltsame Veränderungen erlitten haben muss. Durch Mangel an Bewohnern und Schlaffheit derselben ist dieses so schöne Land in einen armseligen Zustand herabgesunken. Doch scheint hierzu auch die Entwaldung und Wasserarmuth des Landes mitgewirkt zu haben. Jetzt hat Griechenland in den leicht zugänglichen Gegenden gar keinen Wald mehr; das vordringende Wüstenklima hat das Holz durchweg nur auf die höchsten Gebirge gedrängt. Künstliche Forstkultur ist aber fast unausführbar; denn

wo könnte der Unterhalt der Heerden — der halbe Reichthum des Landes — herkommen, wenn die Ziegenhirten nicht mehr das Land durchziehen sollten? Woher die Fruchtbarkeit des nackten Gebirges, wenn dasselbe nicht durch Abbrennung des Gestrüpps mit Asche gedüngt werden dürfte? Die Entwaldung des Landes hat auf dem dürren und kalkhaltigen Boden die Wärme und Trockenheit der Luft beträchtlich vermehrt; die Quellen sind immer mehr versiegt, und der dürre Boden hält die atmosphärischen Niederschläge nicht mehr fest. So weht der Sirocco heisser und heisser über die schattenlosen Berge mit dürrem Gestrüpp und findet nicht Quellen, nicht Flüsse und Seen, aus denen er befruchtende Dünste ziehen könnte. Die Alpenwiesen beginnen erst in der Höhe von 5000 Fuss. Die Höhen sind den Sommer hindurch von Schafheerden bedeckt; man zählt am Parnass allein an 80,000 Stück Schafe, die im Winter in die Ebene Salona, Phokis und Böotien ziehen. Aber auch hier ist bei dem Mangel an Quellen die Ernährung der Pflanzen nur atmosphärischen Niederschlägen und dem schmelzenden Schnee überlassen; daher überall nur niedergedrückte kurzhalmige Gräser, was freilich für die Schafe nur um so besser ist. Kurz, wo früher Wald stand, da ist jetzt nur niederes Gestrüpp, wo früher Weidelandschaft, nur Steppenwirthschaft.

Indessen ist auch dem heutigen Griechenland die Fruchtbarkeit nicht abzusprechen. Auf vielen Inseln ist der Boden so vulkanisch und dadurch so heiss, dass man in einem fusstiefen Loche die Hand verbrennen würde. Diese Erdwärme, verbunden mit der bedeutenden Sonnenhitze, macht, dass dort süssere Weine und Apfelsinen wachsen, als irgendwo in Europa. Auf ganz Morea wachsen viele kleinbeerige Weintrauben, die man, getrocknet, Korinthen nennt. Aus den grössern Weinbeeren werden Rosinen durch Trocknen gewonnen. Ausserdem bringt der Norden Griechenlands Oel und Honig, der Süden Reis, Baumwolle, Tabak und Südfrüchte hervor. Auf den Inseln gedeiht der Seidenbau; auf den jonischen Inseln werden besonders Wein, Korinthen, Rosinen, Oel und Baumwolle erzeugt.

Die Insel Zante wird sogar wegen ihrer Fruchtbarkeit an Oel und Wein »die Blume des Ostens« genannt.

17. Allgemeine Beschreibung von Europa.

Von dem großen Festlande Asiens läuft westwärts eine große, weit ausgebuchtete, mannigfach gestaltete Halbinsel aus, im hohen Norden von den kalten Fluthen des Eismeeres, westlich und südlich vom großen atlantischen Ozean und dem Mittelmeere bespült. Es ist Europa, unser Erdtheil, nächst dem Insellande Australien der kleinste unter den übrigen. Fünfmal größer ist Asien, viermal Amerika und dreimal Afrika; aber Europa's Völker sind fast die Gebieter aller Nationen.

Wenn andere unter der heißen Zone gelegene Gegenden Asiens und Amerika's durch die Fülle und Pracht ihrer Pflanzen und die Reize und den Farbenschmuck der Thierwelt, durch die Größe und Herrlichkeit der Naturerscheinungen den Reisenden bezaubern, so ist, Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, doch Europa in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen. Freilich ist es, was Gaben seiner Oberfläche betrifft, ursprünglich von den übrigen Welttheilen, mit Ausnahme des großen Insellandes Neuholland, am kärglichsten von der Natur ausgestattet worden; denn sein jetziger Reichthum in der Pflanzenwelt ist wohl größtentheils mehr ein zusammengebrachter, als ureigener. Unsere Waldbäume, einige nützliche Gesträucherarten und einige genießbare Zwiebel- und Wurzelgewächse abgerechnet, sind, wie eine Menge anderer Gewächse, die jetzt Europa im Ueberfluß hervorbringt, aus deren Gegenden hierher verpflanzt worden. Selbst unsere Getreidearten sind Fremdlinge, und Asien mag ihre Heimath sein; und wie uns in neuerer Zeit Amerika die vielbenutzte, wohlthätige Kartoffel und den ziemlich unnützen aber vielbeliebten, Tabak sandte, so gab uns Asien die edlen Obstsorten, die Kirsche, Pfirsiche, Apfelsine, Citrone, Feige, Melone und selbst den Wein.

Aber eben darin besteht der große Vorzug Europa's vor den übrigen Welttheilen, daß sein gemäßigtes Klima die Erzeugnisse anderer Länder sich so leicht aneignet, ohne ihre Mängel zu besitzen. Europa hat im Vergleiche mit anderen Theilen der Erde nur unbedeutende Gebirge, Ströme und Seen; seine Wälder sind nicht zu vergleichen mit den Urwäldern Amerika's, seine Ebenen nicht mit den Wüstenmeeren Afrika's und den einförmigen Savannen Amerika's; seine mächtigsten Thiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Thierwelt in Afrika und Asien; dafür tritt aber auch die ganze Natur dem Menschen in

Europa freundlicher und milder entgegen. Nicht kennen wir die Strenge, Furchtbarkeit und lange Dauer des Winters von Sibirien und Nordamerika; unter gleichen Graden der Breite erzeugt unser Erdtheil noch Getreide und mancherlei Früchte, wo jene beiden Länder bei fast ewigem Eise nur Moose und niedriges Gestrüpp ihren wenigen Bewohnern bieten. Fremd ist uns die Wuth der Orkane Westindiens; fremd sind uns die furchtbaren Gegensätze von Hitze und Kälte, wie Amerika und Asien sie darbieten, und wenn uns auch der Himmel nicht in jener Pracht der Tropenländer strahlt, so kennen wir auch nicht jene furchtbar verheerenden Krankheiten, von denen die Bewohner jener für so glücklich gepriesenen Länder heimgesucht werden; — die asiatische und afrikanische Pest und das gelbe Fieber Amerika's berühren kaum Europa's äußerste Grenzländer. Gern vermissen wir jene allem Leben feindseligen fast endlosen Sandwüsten Afrika's und Asien's, die Flußniederungen Amerika's mit ihren furchtbaren Ueberschwemmungen, jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere und Insekten. Unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiesen, ohne den giftigen Hauch einer verpestenden Luft, oder die Gewalt und das Gift mächtiger Thiere, lästiger Gewürme zu fürchten.

Das nicht überall milde Klima, die fast durchaus gesunde Luft geben dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen vor den übrigen Völkern der Erde auszeichnet, und begründen höchst wahrscheinlich seine entschiedene geistige Ueberlegenheit. Europa ist der gebildetste, ja der allein gebildete Welttheil. Von Asien ging die Menschheit, ging die Bildung aus; allein seit Jahrtausenden ist sie todter Gewohnheit, wilder Barbarei und zügelloser Nachahmerei gewichen. Europa ist seit mehr als zweitausend Jahren der Mittelpunkt aller Kenntnisse, aller Wissenschaften, aller Künste, alles Handels und Gewerbes, aller milden und edlen Sitten; und nur erst seit einem Jahrhunderte beginnt in Nordamerika, namentlich durch europäische Abkömmlinge, die edlere Bildung. Nur in Europa fand das Christenthum die allgemeinste Verbreitung; auf seiner Südostgrenze erbleicht der eingedrungene Halbmond des Islam, wie er längst an der Westgrenze erblichen; und von ihm aus gehen die begeisterten Boten des Evangeliums, zu verkündigen das Heil der Welt allen Völkern des Erdkreises.

18. Asien.

Asien ist der größte Erdtheil. Er besteht meistens aus zusammenhängendem Festlande. Mit den Inseln und Inselgruppen beträgt der Flächeninhalt von Asien 800,000 Quadratmeilen; davon kommen nur gegen 55,000 Quadratmeilen auf die Inseln.

Was das Klima anlangt, so vereinigt natürlich eine so gewaltig große Fläche alle Himmelsstriche und die größten klimatischen Gegensätze in sich. Wir treffen demnach hier nach Verschiedenheit der Gegenden die größte Hitze und die größte Kälte, die allerfruchtbarsten Länder und die allerunfruchtbarsten; Länder, in welchen manche Früchte dreimal im Jahre geerntet werden, in denen ein ewiger, ununterbrochener Frühling oder Sommer herrscht, in denen die köstlichsten, gewürzreichsten Gewächse, wie: Zimmt, Muskaten, alle Arten von Palmen 2c. trefflich gedeihen, und die größten und stärksten Thiere, als: Elephant, Löwe, Königstiger, Riesenschlange leben; und wieder Länder, die ein steter Winter mit eisigen Armen umfangen hält, in denen die Bäume verkrüppeln und die Menschen verzwergen, wo nur noch das Rennthier und der Hund leben können.

Ein so ungeheuer großes Land, wie Asien, beherbergt aber auch die verschiedenartigsten Nationen, die in Hinsicht ihrer Lebensweise sich von einander sehr unterscheiden. Neben seßhaften Völkern, die Ackerbau, Handwerke, Handel und Künste treiben, wie wir, finden sich auch noch nomadische oder umherziehende Hirtenvölker, Fischer und Jäger, die zum Theil, besonders im hohen Norden, noch im ursprünglichen Naturzustande leben. Landbau wird am besten in China, Japan, Vorderindien und auf Java betrieben. Viehzucht ist bei den Arabern, Kirgisen, Mongolen und sibirischen Völkern der Hauptnahrungszweig. Seidenbau blüht in China, Japan, Persien und in der asiatischen Türkei. Die Fischerei ist für alle Küsten- und Inselbewohner, namentlich für viele sibirische Nationen, von größter Wichtigkeit. Wissenschaften und Künste stehen, wenn auch Asien die Wiege der ältesten Kultur gewesen ist, doch gegenwärtig, selbst bei den gebildetsten Völkern, auf einer weit niedrigern Stufe, als in Europa. — Was die Regierungsformen betrifft so herrscht auch in den selbstständigen Ländern, unumschränkte Despotie, doch daneben bei den Nomaden eine patriarchalische Verfassung; bei einigen Völkern strenge Aristokratie; nirgends aber sogenannte constitutionelle Verfassungen oder Republiken nach europäischer oder

Amerikaner Art. — Höchst unsicher sind die Angaben über die Anzahl der Einwohner von Asien. Man nimmt 700 bis 720 Millionen an. Asien ist, was die Gestalt der Bodenoberfläche betrifft, im Norden (in Sibirien) Tiefland, in der Mitte Hochland und nach Süden hin völliges Gebirgsland. Der südliche Hauptgebirgsstamm Mittelasiens ist der Himalaya (bei den Alten Imaus). Der Himalaya ist nicht nur das Hauptgebirge Asiens, sondern auch das höchste Gebirge auf der ganzen Erde. Es bildet die Grenze zwischen Indien und dem chinesischen Reiche. Seine höchsten Spitzen sind über eine deutsche Meile hoch, und heißen: der Chumularee (sprich: Tschumulari) von 29,000 engl. Fuß und der Dhawalagiri 28,560 Fuß hoch.

Große Sandwüsten, die man nur in großen Gesellschaften (Caravanen) und nur mit dem Kameele durchziehen kann, und noch größere Steppen, häufig nur Salzsteppen mit dürftigen Kräutern und einigem Gesträuche bewachsen, und in Beiden ein großer Mangel an Wasser, stechen traurig ab gegen die Fülle und Ueppigkeit der fruchtbaren Länder.

Je weiter nach Norden zu, desto trauriger und öder wird alles Land und endigt, ehe es noch das Eismeer berührt, viele Meilen vorher schon in einem bodenlosen Morast, in dessen Nachbarschaft alle Bäume zu einem elenden, auf der Erde hinkriechenden, Gestrüppe verkrüppeln.

Wie merkwürdig ist Asien! Von hier sind die Menschen und ist die Bildung derselben durch Religion, Wissenschaft und Kunst ausgegangen. Hier ist der Ursprung der drei Hauptreligionen und der ältesten und wichtigsten Erfindungen (z. B. Eisen zu schmieden, der Schreibkunst, Glas zu machen.) Von Asien aus erhielten wir Aepfel und Birnen, Kirschen, Wallnüsse u. s. w., so wie wir jetzt noch Baumwolle, Specereien, die edelsten Gewürze und so viel Anderes von daher erhalten. Hier standen einst die ältesten berühmtesten Reiche und die blühendsten Staaten. Aber die Pracht und Herrlichkeit alter Zeit ist längst verfallen, und nur Trümmer davon sind übrig, die auch noch verschwinden werden.

19. Palästina.

Das Land, wo unser Herr und Heiland Jesus Christus für uns lebte, litt und starb und das große Erlösungswerk vollbrachte, muß jedem Christen überaus werth und theuer sein. Es wird Kanaan, Land Israel, jüdisches Land, Palästina, gelobtes und

heiliges Land genannt, und ist sehr bergig. Der Libanon, der Jahr aus Jahr ein den Winter auf seinem Haupte trägt und wegen seiner Cedern einst so berühmt war, bildet mit dem Antilibanon die nördliche Grenze dieses Landes; südwärts von diesen ist das Gebirg Naphthali mit dem Berg Tabor, dann das Gebirg Ephraim mit den Bergen Ebal, Garizim und Karmel, und weiter nach Süden das Gebirg Juda, wozu der Oelberg, Zion, Morija und die Thäler des Kidron gehören. Am Fuße des Antilibanon entspringt der Jordan, welcher zuerst den trüben See Merom durcheilt und dann in den See Genezarath oder Tiberias (auch galiläisches Meer genannt) tritt. Hier war der Lieblingsaufenthalt des Herrn, wo er so gern wohnte, hin- und herwandelte durch die Ortschaften, lehrte und heilte; da war auch Kapernaum, „seine Stadt." Zögernd fließt nun der Jordan weiter durch eine große Ebene in das todte Meer, wo einst das schöne Thal Siddim war und die Städte Sodom und Gemorrha blühten. Auch der Bach Kidron und der Arnon fließen dem todten Meere zu.

Das Klima Palästinas war und ist in den Thälern zur Zeit des Frühjahrs und Sommers sehr heiß, auf den Hochebenen gemäßigt. Der sogenannte Frühregen fällt Ende Oktober und Anfangs November, der Spätregen im März und April. In den Hochlanden ist Schnee nichts Seltenes.

In früheren Zeiten war Palästina ein höchst fruchtbares Land; jetzt ist es nicht mehr so. Das Land ist ärmer an Wasser geworden und zählt viele unfruchtbare und steinige Landstriche. Da es jetzt bei weitem weniger bewohnt ist, als es früher war, so fehlt auch die thätige fleißige Hand, die dem rauhen und verwilderten Boden Frucht abzugewinnen weiß. Gegenwärtig macht das Land auf den Reisenden einen sehr trüben Eindruck, und es ist, als ob der Herr von dem einst so fruchtbaren, herrlichen Lande, wo Milch und Honig floß, seine segnende Hand abgezogen hätte. Getreide, namentlich Weizen und Gerste, sowie Gemüse aller Art wurden in Fülle gebaut; Wein, Johannisbrod, Palmen und Cedern wuchsen üppig; Rinder, Ziegen und Schafe bedeckten in unzähligen Heerden Wiesen und Weiden.

Das Land war Anfangs durchs Loos unter die zwölf Stämme vertheilt. Zur Zeit des Heilandes zerfiel es in vier Provinzen. Die nördlichste von diesen war Galiläa, wo Nazareth, Nain und Cana lagen. Südlicher befand sich das bergige, aber doch wasserreiche und fruchtbare Samaria mit den Städten

Samaria und Sichem. Von Samaria ebenfalls gen Süden erstreckte sich bis an die Wüste das an Ortschaften reiche Judäa, wozu die Städte Jerusalem, Bethel, Jericho und Bethlehem zählten. Der Landestheil jenseits des Jordans hieß Peräa und ist im Ganzen eine große Hochebene, welche östlich, wo das Gebirge Gilead hervortritt, in die Wüste sich verläuft, im Süden sich aber mit dem Berg Nebo erhebt.

Heutiges Tages leben in Palästina Juden, Araber, Griechen, Türken und Franken durcheinander. Ueberall ist an die Stelle des früheren regern Lebens Oede und Erstarrung getreten, und prachtvolle Trümmer erinnern an die versunkene Herrlichkeit der Vorzeit.

20. Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren, und jeder Schritt, den die Neueren darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muss Afrika sein! Binnen dritthalb Jahrhunderten entzieht man ihm über vierzig Millionen gesunder Menschen durch den Sklavenhandel; dennoch bleibt es unermesslich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reissender Thiere verfolgen unzählige Heerden grosser Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Vierfüsslern, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolosse des Thier- und Pflanzenreichs gedeihen nur hier, und der äusserst kräftige Pflanzenwuchs in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzähligen Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien und der schönsten Färbehölzer; zugleich erzeugen die Eingeweide seiner Gebirge zentnerschwere Massen des reinsten Goldes.

Welch ein Land muss Afrika sein! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereinigt. Alle Abstufungen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albino's, Neger mit Tigerzähnen, zwergartige Elephantenjäger, Menschen- und Heuschreckenfresser, Heere streitender Weiber, ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Re-

publiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklave.

Welch ein Land muss endlich Afrika sein! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaft, ja noch jetzt nach mehreren Jahrtausenden trotzen in beiden Hemisphären riesenmässige Monumente seiner Kunst der Alles zernagenden Zeit.

Und diesen Welttheil von mehr als fünfmal hunderttausend Quadratmeilen und neunzig Millionen Einwohnern, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornen, als die Wissbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriss ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen; ja in älteren Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt: dennoch ist dieses Wunder für uns gleichsam eine unbekannte Welt.

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von vielen tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land gleichsam versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

Ja, wäre Heinrich der Seefahrer, der wissbegierige Portugiesenfürst, nicht (1414) aufgetreten, hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet, wäre nicht durch ihn Porto Santo und Madeira entdeckt und sogar angebaut (1418), wäre nicht das sonst so gefürchtete Kap Non umsegelt, das grüne Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinem Todesjahre (1460) die Küste von Guinea bis Kap Mesurada hervorgegangen; hätte er nicht seiner Nation diesen edlen Geist des Entdeckens und Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südliche Spitze von Afrika und die östliche Küste, also fast der ganze Umriss des grossen Welttheils an's Licht trat: was wüssten wir dann wohl von dem nahen Wunderlande? Man überlaufe nur die Karte von Afrika; kaum ist ein Vorgebirg, ein Fluss, eine Küste, welche nicht den Ursprung der Entdeckung durch ihren portugiesischen Namen ausspricht. —

21. Amerika.

Als eine neue Welt erschien bei seiner Entdeckung 1492 durch Columbus das amerikanische Festland, und es ist in Wahrheit eine solche gegenüber den übrigen Erdtheilen durch die ihm allein zugehörige eigenthümliche Gestaltung und Lage. Denn dieser Erdtheil mit 660,000 Quadratmeilen und 200 Millionen Einwohnern ist der einzige unter allen, welcher bei einer verhältnißmäßig geringeren Breiteausdehnung die größte Längenerstreckung von Pol zu Pol aufzuweisen hat. Eine Folge hiervon ist die sehr bedeutende Küstenentwicklung. Da Amerika allen Zonen oder Himmelsstrichen angehört, so ist natürlich auch seine Witterungsbeschaffenheit sehr verschieden. Während die Polarländer von ungeheuren Eisfeldern umgeben sind, gleichen die südlich gelegenen Länder Nordamerika's, Westindien's und der größte Theil Südamerika's den lachendsten Gefilden der Erde, wo — wie in Ostindien — die Fruchtbarkeit und Triebkraft fast in's Unglaubliche geht. Ueberhaupt ist im Allgemeinen in diesem Erdtheil sowohl wegen der geringen Breite desselben und der ihn überall umgebenden großen Meere, als wegen seiner hohen der ganzen Länge nach ihn durchstreifenden Bergketten, seiner vielen und zum Theil riesenhaften Ströme und Landgewässer, sowie endlich seiner ungeheueren Waldungen und seines üppigen Graswuchses, die Hitze bedeutend geringer, als in Europa und Afrika unter gleichen Breiten. Wo die unermeßlichen Ebenen nicht mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt und auf Hunderten von Meilen völlig baumlos sind, bilden sie, wie am Mississippi, Orinoko und Amazonenstrom, weite unabsehbare Fluren, mit reiterhohem Grase bewachsen. Die größten dieser Ebenen sind die des Amazonenstromes in einer Ausdehnung von ungefähr 150,000 Quadratmeilen. Vom Ausflusse dieses Stroms bis 500 Meilen in's Land hinein ist ein Kieselstein eben so selten, als ein Diamant. Alles ist hier, mit Ausnahme in der heißen Jahreszeit, ein unabsehbarer grüner Teppich, auf dem das Auge keinen Ruhepunkt an einer Erhöhung findet. Tausende wilder Thiere streifen in diesen Ebenen und Urwäldern umher. Fast alle unsere Hausthiere: Pferd, Rind, Esel, Schaf, Schwein, Hund und Katze; viele Gewächse: Weinstock, Oelbaum, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Hanf und Flachs; alle unsere Getreide- und die meisten unserer Obstarten sind erst nach Amerika übergesiedelt und gedeihen da vortrefflich. Dagegen hat uns dieser Welttheil namentlich mit der ihm allein

angehörenden Kartoffel, mit der fiebervertreibenden Chinarinde, dem Tabak, dem Brasilien- und Mahagoniholz, der Cochenille und anderen Erzeugnissen erfreut.

22. Australien.

Betrachtest du aufmerksam das nächtliche Firmament, so siehst du, wie die unzähligen, funkelnden, Sterne in gewissen Gruppen oder Bildern beisammen stehen; seitwärts leuchtet, wie ein Hirte unter seiner Heerde, der liebliche Mond mit seinem sanften Lichte. Fast so sieht auf der Landkarte der fünfte Erdtheil, Australien oder Südindien, aus. Er besteht aus 700 kleineren und größeren Inseln, welche in 14 verschiedenen Gruppen im großen Ozean umherliegen; unter ihnen aber tritt, wie der Vollmond unter den Gestirnen, die Insel Neuholland besonders hervor. Sie ist fast so groß, wie Europa, und wird daher auch der australische Kontinent, d. h. Festland, genannt. Der Flächeninhalt dieses ganzen Erdtheils beträgt ungefähr 180,000 Quadratmeilen. Die meisten Inseln desselben sind ihrer geringen Größe wegen allen Einwirkungen der Seeluft ausgesetzt und haben daher sehr mildes und gemäßigtes Klima; ja manche erfreuen sich eines immerwährenden Frühlings; nur auf dem Festlande wird die Hitze bisweilen drückend.

Von den Naturerzeugnissen Australiens sind vor Allem die reichen Goldlager zu erwähnen, welche 1851 in der Gegend der an der Ostküste Neuhollands gelegenen Stadt Sidney aufgefunden wurden. Die Pflanzenwelt entfaltet sich ebenfalls in voller Ueppigkeit. Zwar gibt es hier keine so prächtigen Urwälder, wie in Südmerika, oder so stattliche Kokoswälder, wie auf Ceylon; aber die Waldpartien auf den kleinen Inseln verleihen hier den Landschaften einen unbeschreiblichen Reiz, und auf dem Festlande sowie auf den größeren Inseln fehlt es an dichten und ausgedehnten Waldungen keineswegs. Das Eigenthümliche der neuseeländischen Waldlandschaften besteht in dem Farrenkrautbaum, der in der Regel 20 bis 30 Fuß hoch wird und sechs große Blätter hat, welche auf seinem Gipfel eine Krone bilden. Eine andere Eigenthümlichkeit Neuseelands aus dem Pflanzenreich ist, außer dem neuseeländischen Flachse, aus dem treffliches Tauwerk und Netze verfertigt werden, die Bergfichte oder neuseeländische Eiche, die eine Höhe von 100 Fuß erreicht. Auffallend ist die Armuth der meisten Inseln an größeren Säugethieren und Insekten. Das australische Festland besitzt kein einziges von den größeren Thieren

der alten und neuen Welt, hat aber dagegen Thierarten, die man sonst nirgends findet, wie z. B. das Känguruh und das Schnabelthier. Ueberhaupt zeichnet sich Neuholland durch manche Seltsamkeit im Thier- und Pflanzenreich aus. So gibt es hier z. B. auch weiße Adler und Papageien, die, wie die hühnerartigen Vögel, ihr Futter auf der Erde suchen, und was das Pflanzenreich betrifft, so finden sich hier mannshohe Grasarten, baumhohe Schilfarten, Birnen, deren Stengel am breiteren Ende befindlich sind, Kirschen, deren Stein an der Außenseite wächst, Bäume, deren lederartigen Blätter senkrecht auf den Stengeln sitzen, die nicht ihr Laub, sondern ihre Rinde mit den Jahreszeiten wechseln u. dgl. mehr.

Die Bevölkerung Australiens, zum Theil aus Europäern bestehend, schätzt man auf etwa 2 Millionen Einwohner. Die Eingebornen unterscheiden sich in Australindier und Australneger. Die ersteren, welche vorzugsweise die nach Amerika zu gelegenen Inseln bewohnen, sind von brauner Hautfarbe, von regelmäßigen Formen und hohem schlanken Wuchse, und obwohl wild und von kriegerischer Gesinnung, sind sie doch für Bildung und Gesittung sehr empfänglich. Die Australneger haben eine schwarze Hautfarbe, in's Wollige übergehende Haare, dürren Körper und hervorstehendes Untergesicht. Sie finden sich vornehmlich auf Neuholland und den nordöstlich davon gelegenen Inseln und sind in wahrhaft thierischem Zustande, gehen in der Regel ganz nackt, putzen sich aber mit allerlei Dingen, als Zähnen, Gräten, Hundeschwänzen, wohnen entweder unter freiem Himmel oder in Felsschluchten, Höhlen und elenden Hütten von Baumrinde, leben von der Jagd, dem Fischfange, von Wurzeln, Gewürmen, und verzehren fast Alles roh. Alle Australier waren bei Ankunft der Europäer völlig wild. Ihre Religion war und ist (wo das Christenthum noch nicht Eingang gefunden hat) noch der Fetischdienst, d. h. Anbetung von belebten und unbelebten Gegenständen der Natur, vorzüglich Thierdienst und zwar meist in den abenteuerlichsten und schrecklichsten Gestalten, mit Menschenopfern und Menschenfresserei verbunden. Auf den Fidschi-Inseln wurde 1813 ein großer Theil der Mannschaft eines englischen Schiffes von den Eingebornen erschlagen, sofort gebraten und verzehrt.

Auf den nämlichen Inseln herrschte auch der Gebrauch, Kriegsgefangene in zusammengebundener kauernder Stellung lebendig in den Bratofen zu stellen, um durch dieses langsame Braten das Fleisch desto saftiger und schmackhafter zu machen.

Wo jedoch der beseligende Odem des Christenthums weht, da wohnen jetzt Friede, Sanftmuth und Freundlichkeit, und das Angstgeschrei der zum Götzenaltare Geschleppten oder zu einer Mahlzeit Bestimmten hat sich in die Stimme des Gebetes und Lobes verwandelt.

23. Das Meer.

Es ist ein überwältigender Anblick, zum ersten Male das weite Meer vor sich und unter sich daliegen zu sehen. Wie wallen da die hohen Wellen, die weißen Wasserfurchen in großer Herrlichkeit ohne Ruhe fort und fort an das Ufer heran, als wollten sie es stürmen, und stürzen wieder zurück in den unermeßlichen Schooß! Wie spielt es mit den großen Meeresschiffen und wiegt sie auf und ab, als wären es Nußschalen, Strohhalme oder zerbrochene Schwefelhölzer! Wie kocht und braust das Gewässer, wenn die Fluth hereinbricht und die See in die Höhe sich bäumt und schäumt! Und wenn nun das Auge hinausschaut, wo ist das Ende? Nirgends sieht man ein Ende; zuletzt biegen sich Himmel und Meer zusammen, und das Auge erkennt nicht mehr, ist es Wasser oder ist es Himmel.

Das Meer bedeckt den größten Theil des Erdballes, so daß die Erdtheile nur als große Inseln in demselben erscheinen; denn das gesammte trockene Land beträgt nur den dritten Theil vom Flächenraume des Meeres.

Das ganze Meerwasser bildet den Ozean oder das Weltmeer, welches man wieder in einzelne kleine Meere getheilt hat, von denen die wichtigsten das nördliche und das südliche Eismeer, das östliche und das westliche Weltmeer und das indische Meer sind. Da, wo das Meer an vielen Stellen bis tief in das Innere des Festlandes eindringt, bildet es ein Mittelmeer, d. h. einen fast ganz von Land umgebenen Theil des Ozeans, der durch eine schmale Oeffnung, welche man Meerenge nennt, mit diesem in Verbindung steht. Wenn der eindringende Theil nicht so groß ist, daß er als ein besonderes Meer betrachtet werden könnte, so nennt man ihn einen Meerbusen oder Golf; ist er ganz klein, so wird er auch Bai oder Bucht genannt; Seehafen aber, wenn er zum großen Theil von Land umgeben ist, und die dort ankernden Schiffe gegen Wind und Strömungen geschützt sind. Ist ein Ausgang, der von einem Meer zum andern führt, verhältnißmäßig breit, so wird er Meeresarm oder Kanal genannt; ist er schmal, so daß beide durch ihn getrennte Länder nahe liegen, so heißt er Meerenge, und da, wo sich beide

Länder am nächsten liegen, Straße; ist diese aber nicht tief und hat sie zu beiden Seiten Klippen, d. h. Felsen, die bis an die Meeresfläche oder darüber emporragen, oder Sandbänke, d. h. große aus dem Meer sich erhebende Sandflächen, so wird sie auch wohl Sund genannt. Sandbänke, welche sich bis zu einer Höhe von 40 bis 60 Fuß über das Meer erheben, nennt man Dünen; Klippen, welche in Reihen bei einander stehen, ein Riff. Bauen die Korallenthiere ihre Korallenstämme bis an die Oberfläche des Meeres herauf, so daß sich ihre Baue zu großen Klippen gestalten, so nennt man sie Korallenriffe.

Der Boden des Meeres oder der Meeresgrund bietet im Allgemeinen dieselben Verschiedenheiten dar, welche wir auf dem trockenen Lande wahrnehmen. Es gibt da Berge, Hügel, Thäler und Ebenen, wie auf dem Festlande, daher die ungleiche Tiefe des Meeres. Ja, es ist der Meeresboden eigentlich nichts Anderes, als eine Fortsetzung des Festlandes unter dem Wasser hindurch. Auch zieren den Meeresgrund ganze Waldungen von herrlichen Gewächsen aller Art, in denen tausenderlei Thiere leben.

Die Farbe des Meeres ist an manchen Orten wasserhell, und in schwindelnder Tiefe erblickt man hier das rege Leben am Grunde des Meeres. An anderen Orten ist es grünlich, und wieder bei anderen bläulich. Hierauf hat großen Einfluß die Luft, der Boden und beigemengte organische Stoffe. Ueber Sandbänken erscheint es gelblich gefärbt; schwarz, wenn Schlamm oder Moorgrund unter demselben liegt, und fast weiß wie die hellen lauteren Gebirgsbäche, wenn Kalkstein das Bette bildet. Die oft sehr hervorstechende blaue Farbe ist Wiederschein des blauen Himmels.

Das Meerwasser unterscheidet sich von dem Wasser auf dem Lande oder dem sogenannten Süßwasser vorzüglich dadurch, daß viele salzige Theile in jenem aufgelöst sind. Es hat einen ekeligen, bittern, Brechen erregenden Geschmack und ist darum nicht trinkbar. Doch ist dies eine sehr weise Einrichtung von Gott, indem das Meerwasser ohne Salzgehalt der Fäulniß nicht widerstehen könnte.

Obgleich das Meer nicht fließt, so ist es dennoch in beständiger Bewegung. Einmal bewirkt der Umschwung der Erde um ihre Achse, daß unter dem Aequator oder Gleicher immerdar ein mächtiger Strom von Osten gegen Westen zieht, den die Schiffe, welche die Erde umsegeln wollen, benutzen. Auch strömt, weil das Meer in der heißen Zone immer stärker verdunstet,

das kältere Wasser allezeit von den Polen heran, wodurch die Polarströmungen unterhalten werden.

Eine andere Art von Meeresbewegung sind Ebbe und Fluth, welche Bewegung darin besteht, daß das Meer an den Küsten in 24 Stunden und 50 Minuten zweimal steigt und fällt. Das Steigen wird Fluth, das Fallen Ebbe genannt. Während sechs Stunden wächst das Wasser immer höher, bleibt darauf ungefähr eine Viertelstunde lang stehen und sinkt dann während sechs Stunden wieder zurück, worauf ebenfalls ein kurzer Stillstand eintritt. Diese Bewegung wird von der Anziehungskraft des Mondes und auch der Sonne auf unsere Erde hergeleitet und ist an einigen Küsten so stark, daß bei der Ebbe eine große Strecke des Meerbodens wasserfrei wird, auf welchem dann allerlei wunderlich gestaltete Thiere sich regen und seltsame Meergewächse zum Vorschein kommen. — Eine fernere Art von Bewegung der Wassermasse des Meeres sind die Wellen und Wogen, welche durch Einwirkung der Winde entstehen (Seesturm) und den Schiffern oft ein schauerliches Grab bereiten. Am gefahrvollsten sind die Wogen, gleich nachdem der Wind sich gelegt hat, wo dann die Wassermasse noch eine Zeit lang hin und her schwankt.

Eine unbeschreiblich schöne Erscheinung bietet das Leuchten des Meeres bei Nacht dar. So weit das Auge reicht, scheint oft das Meer in hellen Flammen zu stehen. Oft ziehen den segelnden Schiffen, besonders in stürmischen Nächten, lange Lichtstreifen nach, die von Millionen Feuerfunken gebildet zu sein scheinen und wahrscheinlich vom Schleime abgestorbener aufgelöster Thiere und von lebenden kleinen Schleimthierchen, womit das Meer angefüllt ist, herrühren. Oft auch sind es große leuchtende Körper, die bald tiefer, bald mehr an der Oberfläche des Wassers schwimmen, in denen man die Gestalt großer Fische erkennt. Ueberhaupt aber findet diese prächtige Erscheinung mehr n den südlichen Meeren Statt.

24. Die Erde.

Nach dem Augenscheine und nach allgemeinem Glauben wäre die Erde mit all ihren Bergen und Thälern eine grosse runde Fläche, gleich einer ungeheuern grossen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie gefügt, der wie eine grosse hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt.

Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berge oder Hause, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unseren Häuptern zu stehen. Das wäre nun Alles gut, wenn's Niemand besser wüsste; aber die Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April vom Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wohin er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Russland, nach Asien hinein, zu den Muhamedanern und Heiden, vom Land auf's Wasser und vom Wasser wieder auf's Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er sich auf einen Baumstamm setzt und will daran denken, wie lange er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück: auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüthe; es wird ihm nach und nach Alles, wie es daheim war; er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging. Es sind schon mehr als zwanzig solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem es geht, ist Alles geschehen. Ist nicht der englische Seecapitain Cook in seinem Leben zweimal um die ganze Erde gereist und von der andern Seite her wieder heimgekommen? Aber das dritte Mal haben ihn die Wilden auf der Insel Owaihi erschlagen.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeichen erkennen die Gelehrten Folgendes: Die Erde ist nicht eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheuere grosse Kugel. Weiter: Sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie ihres Orts die Sonne und

der Mond, in dem unermesslichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: Sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und mit Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muss nicht glauben, dass auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopfe abwärts hinge und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft herab zu fallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füssen hat, und oben, was über dem Haupte hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, dass er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füssen und den Himmel voll Licht oder Sterne über sich haben.

Aber der Leser wird nicht wenig staunen, wenn er's zum ersten Male hören sollte, wie gross diese Kugel sei. Denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Richtung von einem Punkte der Oberfläche durch den Kern oder Mittelpunkt hindurch zum andern Punkte 1720 deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel enthält 5400 deutsche Meilen, ihre Oberfläche aber über 9 Millionen Meilen in's Gevierte, und davon sind zwei Drittheile Wasser und ein Drittheil Land. Ihre ganze Masse beträgt mehr als 2662 Millionen Meilen im Klaftermass. Das haben die Gelehrten mit grosser Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber Niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuere grosse Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen gibt und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, dass 1284 Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne die Thiere.

So viel für dieses Mal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben und in gerader Richtung langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdigere Dinge sehen. Der Stern

würde vor seinen Augen immer grösser werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein grosses Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine grössere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken und Allerlei und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in dem nämlichen Verhältnisse müsste unter ihm die Erde immer kleiner werden und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammendrängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein grosses Rad, hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich, wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draussen am Himmel als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken und mit ihnen auf- und untergehen sehen.

25. Das Weltgebäude.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es miss't's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen;
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert;
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein —
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

26. Die Sterne.

Wer etwa in der Nähe einer großen Hauptstadt lebt, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolken=

losen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert.

Vor Allem müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter; keiner kommt dem andern näher; keiner entfernt sich von dem andern. Jeder, der auch nur ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um acht Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Wandelsterne oder Planeten nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet Jupiter heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute über's Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Orte. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herumspazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut, wie die übrigen, nur eine andere. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher, als irgend ein Fixstern, bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, sind von Natur dunkle Weltkörper, die ihr Licht, wie unsere Erde, von der Sonne erhalten und nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne stehen. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahreszeiten, in ihrer Art Sommer und Winter. Aehnlich den Planeten sind die Kometen, welche sich ebenfalls um die Sonne bewegen. Aber sie sind auch wiederum von ihnen verschieden, indem sie nur selten sichtbar werden, keine so feste kernhafte Masse besitzen, und mit einem Schweif geziert sind. Ein solcher Kometstern ist allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, zumal ein solcher, wie im Jahre 1680, der viermal so groß schien, als der Abendstern, oder 146 Jahr vor Christi Geburt,

der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder im Jahr 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seiest und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst.“ Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kinde und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!“

Abergläubische Leute behaupten, daß die Erscheinung eines Kometen ein Unglück bedeute. Man darf auch sicher darauf rechnen, daß innerhalb Jahresfrist entweder ein Krieg, oder ein Erdbeben entsteht, oder ganze Städte und Königreiche untergehen, oder ein mächtiger Monarch stirbt, oder sonst Etwas geschieht, woran Niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Komet das Unglück herbeizöge. oder deßwegen erschiene, um wie ein Postreiter es anzuzeigen. Nein, der Komet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten eben so gut sehen, als auf der Erde. Wir aber da unten mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unsern Lustgärten und Kirchhöfen sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo, diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Kometen Schlimmes prophezeien, gewonnen Spiel haben; er mag kommen, wann er will.

27. Die große Weide.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren;
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten;
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Heerde — kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

28. Die Sonne.

Die Sonne, so nahe sie der Erde zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen heraufkommt, ist doch über 20 Millionen Meilen weit von ihr entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als ausdenken lässt, so merke: Wenn auf der Sonne eine grosse scharf geladene Kanone stünde, und der Kanonier, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen, als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein Handwerk zu lernen, und wenn du es gelernt hast, dürftest du noch anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit fortflöge, so könnte sie doch erst nach Verfluss von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, obgleich eine Kanonenkugel einen schnellen Flug hat und zu einer Weite von 600 Fuss nicht mehr, als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Dass nun ferner die Sonne auch nicht bloss eine glänzende Scheibe des Himmels, sondern, wie unser Erdkörper, eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Grösse zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt und Alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal grösser, als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaass beträgt ihre Masse anderthalb Millionenmal so viel, als die Erde. Wenn sie hohl wäre, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen

von uns absteht, könnte darin ohne Anstoss auf- und untergehen; ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoss sich um die Erde herum drehen. So gross ist die Sonne und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsamen- oder Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich wie das andere. Ich wenigstens wüsste keine Wahl, wenn ich eine Sonne, oder ein Mohnsamenkörnlein machen müsste mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternkunkundigen, diese ganze unermessliche Sonnenmasse sei nichts Anderes, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, woher dieses Feuer seine ewige Nahrung bekomme, dass es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie ein Lämplein erlischt; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht Alles.

Deswegen will es nun heut zu Tage den Sternkundigen und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl ein dunkler und mässig warmer, ja ein bewohnbarer Weltkörper sein. Wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht; es ist nicht nothwendig, dass dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche, zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn dass die Erde eine grosse Menge von verborgener Wärme in sich hat und nur auf Etwas warten muss, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, dass zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze und endlich in Gluth gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einem hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man der Sonne kommt, dass man immer mehr in die Hände hauchen muss und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundigen, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer sein soll?

Also wäre es wohl möglich, dass sie an sich ein fester,

mit mildem Licht umflossener Weltkörper sei, und dass auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Blumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und dass es dort ist, wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag.

29. Die untergehende Sonne, das Bild des sterbenden Frommen.

Nach einem schön vollbrachten Tagewerke beschließt die Sonne ihre Laufbahn. Warum weilt der gefühlvolle Mensch so gern bei ihrem Anblick und trennt sich so ungern von der Scheidenden?

Sie hat wohlgethan. Sie hat geleuchtet; sie hat erwärmt, belebt, erquickt; tausendfältigen Segen hat sie über die ganze Natur verbreitet und durch ihr wohlthätiges Wirken Leben gegeben und Leben gefördert.

Sie scheidet mit Ruhe. Treu des Schöpfers Gesetzen vom Aufgange bis zum Niedergange, wandelt sie ihre weite Bahn in rastlosem Wirken ohne Stillstand; die erhabene Ruhe, in der sie scheidet, fesselt das Auge zum Anblick, erhebt zur Bewunderung, zum Danke das Herz.

Lange nach ihrem Scheiden strahlt der Nachglanz ihres Wohlthuns an den vergoldeten Gipfeln hoher Felsen. Wie sie durch diesen Nachglanz ihr Andenken zurückruft, so segnet ihr Andenken der Freund der Natur, der sich dankbar ihrer Segnungen erinnert und ungern von ihr scheidet.

Sie ist ein Bild des sterbenden Frommen. Die Sonne vollbringt ein Tagewerk, der Fromme mit seinem Tode ein schönes Lebenswerk; er lebte treu dem Willen Gottes in Liebe und Eifer für das Gute, wirkte uneigennützig, Rather und Helfer dem Hilfsbedürftigen; hinter ihm liegt ein Leben, reich an guten Thaten: daher die heitere Ruhe bei seinem Scheiden; in frommem dankbaren Andenken lebt er fort; sein Beispiel ermuntert; der Same des Guten, den er streute, reift auch nach seinem Tode zur schönen Frucht.

30. Der Mond.

Werfen wir einmal unsere Blicke auf den lieben Nachbar und getreuen Freund unserer Erde, auf den Mond! — Seht, da kommt er herauf im Osten mit seinem blassen, freundlichen

Gesichte und schauet unverwandt zur Erde hernieder, als wolle er sie bewachen in der schweigenden Nacht! Langsam scheint er daher zu schwimmen auf den silbernen Wölkchen, und mildes Licht fließt von ihm aus über Flur und Wald, und wunderlich erscheinen Baum und Strauch in dem ungewissen Lichte; silbern blinken die Wellen des Baches, und heimlich und still ist die ganze Natur, geschmückt mit neuen, wenn gleich nicht so mannigfaltigen und farbenreichen Schönheiten, als der Sonne Licht ihr verlieh. Wohl haben wir daher nächst der Sonne den Mond vor allen Gestirnen des Himmels lieb; denn keines erscheint uns so befreundet, weil die andern aus viel weiterer Ferne auf uns herabschauen.

Der Mond ist nur etwas über 50,000 Meilen von uns entfernt, und daher kommt er uns auch so groß vor, obgleich er wohl der kleinste von allen Himmelskörpern ist, die wir sehen können; denn seine Größe beträgt etwa nur den fünfzigsten Theil der Erde. Aber dessenungeachtet ist er immer noch eine ungeheure Kugel, ein Weltkörper, wie die andern Sterne, der Raum genug hat für zahllose Wesen, die auch dort wohl Gottes Güte erschaffen hat.

Weil er uns so nahe ist (d. h. im Vergleich mit den übrigen Sternen), so übt er auch manchen geheimen Einfluß auf unsere Erde aus; Ebbe und Fluth des Meeres z. B. hängen mit seinem Stande zusammen. Seine geringere Entfernung hat es uns auch möglich gemacht, ihn mehr zu beobachten, und aus dem, was man durch Fernrohre entdeckt hat, und aus anderen Gründen hat man geschlossen, daß die helleren und dunkleren Stellen des Mondes, die uns wie ein Gesicht erscheinen, hohe Berge und tiefe Thäler sind.

Daß der Mond in ungefähr 24 Stunden um unsere Erde zu gehen scheint, hat seinen Grund eben so gut in der Umwälzung der Erde, als das scheinbare Auf- und Untergehen der Sonne. Indessen verhält es sich mit dem Monde ganz anders, als mit dieser. Er bleibt nicht auf seinem Platze stehen (was schon daraus erhellt, daß er sich stets bei der Erde hält, die doch in ihrer Bahn fortrückt), er geht allerdings um die Erde; aber erst in einem Zeitraume von etwa einem Monate vollendet er diese Bahn, und mit der Erde wälzt er sich um die Sonne. Bei seinem Laufe dreht er sich aber nicht so häufig, wie die Erde, herum, sondern während des ganzen Kreislaufes um dieselbe wendet er sich nur einmal um seine Achse. Daher kommt es,

daß wir immer nur dieselbe Seite des Mondes sehen. Da er nun, wie unsere Erde, ebenfalls von der Sonne Licht und Wärme bekommt, so dauert der Tag auf dem Mond ungefähr einen halben Monat, und eben so lange die Nacht. In dieser langen Dunkelheit leuchtet ihm unsere Erde, die dort aber in viel größerer Pracht erscheinen mag, als er uns, da sie viel größer ist.

Wenn man den Mond zu verschiedenen Zeiten betrachtet hat, so muß es auffallen, daß er nicht immer in gleicher Gestalt am Himmel zu sehen ist. Bald erscheint er, und dann ist er am schönsten, als eine volle Scheibe; bald ist diese nur zur Hälfte zu sehen und nimmt mit jedem Tage ab, so daß man später nur einen schmalen, glänzenden Rand wahrnimmt, und einige Tage weiterhin mag man noch so viel nach dem Monde schauen, man findet keinen, wenn gleich der Himmel heiter ist. Diese Verschiedenheiten in der Erscheinung des Mondes nennt man den Mondwechsel, und die Ursache davon liegt in seiner Bewegung um die Erde, weßhalb denn auch alle verschiedenen Gestalten des Mondes innerhalb eines Monats vorkommen. Indem nämlich der Mond seine Reise um die Erde macht, kommt er bald zwischen Sonne und Erde, bald seitwärts von dieser, bald hinter dieselbe zu stehen. Im letzteren Falle, wenn die Erde sich zwischen der Sonne und dem Mond befindet, bescheint die Sonne die Seite des Mondes, welche uns zugekehrt ist; wir sehen also die ganze von den Sonnenstrahlen erleuchtete Hälfte der Mondkugel, die uns wie eine Scheibe erscheint, und das nennen wir den Vollmond. Nach acht Tagen ist der Mond so weit vorgerückt, daß er nun seitwärts von der Erde steht; eine ganze Hälfte von ihm ist wiederum von der Sonne erhellt; aber diese sehen wir wegen seiner Stellung zu uns nicht ganz, sondern nur halb, und das nennen wir das letzte Viertel. Wieder nach acht Tagen hat der Mond seine Laufbahn um die Erde halb vollendet.

Stand er im Vollmond hinter der Erde, die Erde zwischen ihm und der Sonne, so steht er jetzt vor der Erde, d. h. zwischen der Sonne und der Erde. Nun ist die von der Sonne erleuchtete Seite von uns abgekehrt; er wendet uns seine dunkle Seite zu, auf der es jetzt Nacht ist; daher sehen wir ihn gar nicht und sagen, es sei Neumond. Sind von Neuem acht Tage vergangen, so steht der Mond wieder seitwärts von der Erde, wie beim letzten Viertel, jetzt aber auf der anderen Seite; wir sehen wieder nur die Hälfte der erleuchteten Seite und haben

das erste Viertel. Erstes und letztes Viertel sind dadurch am Himmel zu unterscheiden, daß jenes nach der einen und dieses nach der entgegengesetzten Seite offen ist. In das erste Viertel kann man, wenn man sich den Mond als Etwas denkt, das man fassen kann, mit der linken, in das letzte Viertel mit der rechten Hand hineingreifen. Das erste Viertel erscheint besonders des Abends, das letzte des Morgens; denn der Mond geht mit jedem Tage etwa 50 Minuten später auf.

Trifft es sich nun, was alle Jahre einige Male zu kommen pflegt, daß der Mond bei seinem Umlauf um die Erde schnurgerade zwischen Sonne und Erde oder eben so hinter die Erde zu stehen kommt, dann ereignen sich Sonnen- und Mondsfinsternisse. Eine Sonnenfinsterniß erfolgt, wenn der Mond in durchaus gerader Linie zwischen der Sonne und der Erde steht; denn nun können die Sonnenstrahlen nicht auf die ganze der Sonne zugewandte Erdhälfte fallen, da der Mond dazwischen steht, der sie auffängt. Es trifft also der Schatten des Mondes die Erde, und wir sehen die Sonne ganz oder theilweise verfinstert, und das Dunkle, was vor der Sonnenscheibe sich herzieht, ist die dunkle Seite des Mondes. Daß eine solche Sonnenfinsterniß nur beim Neumonde eintreten kann, wird aus dem Gesagten deutlich sein. Kommt der Mond ein ander Mal so zu stehen, daß die Erde sich in ganz gerader Richtung zwischen ihm und der Sonne befindet, so geschieht ihm, wie bei einer Sonnenfinsterniß uns: die Erde entzieht ihm jetzt die Strahlen der Sonne, und der Schatten der Erde fällt in den Mond, und das ist das Schwarze, was wir bei einer Mondsfinsterniß vor der Mondscheibe vorüberziehen sehen. Die Erscheinung findet aber nur beim Vollmond Statt.

C. Geschichtliches.

1. Der Ackerbau.

Die älteste Beschäftigung, die Gott den ersten Menschen anwies, ist der Ackerbau. — Natürlich reichten die Früchte, die ihnen so von selbst, ohne alle Warte und Pflege, zuwuchsen, bald nicht mehr zu ihrem Bedarfe hin. Sie mußten deßhalb darauf bedacht sein, das natürliche Erzeugniß zu vermehren. Das Walten Gottes in der Natur selbst wies hierzu den Weg an. Sie sahen diese selbst säen und begießen. Ihr Nahrungstrieb erwachte, und bald spornte sie die Noth, der Natur ihren Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen. Sie bemerkten, daß die Körner, die aus der vollen Aehre in den lockern Boden fielen, wieder neue Früchte trieben. Auch sie streueten jetzt eine Menge reifer Körner in den Boden. Und siehe! grüne Saaten sproßten empor; aus den Saaten kamen die Halme, an den Halmen die Aehren, in den Aehren wuchs die Frucht. Jedes eingestreute Körnchen gab hundertfachen Ersatz zurück. Eine treffliche Erfindurg! Der Segen derselben war so groß, daß heidnische Völker voll Verwunderung und Dankbarkeit glaubten, ihre Götter wären zu den Menschen hernieder gestiegen, um sie den Ackerbau zu lehren. Bei den alten Römern schämten sich die ersten Feldherren und Staatsmänner nicht, selbst hinter dem Pfluge herzugehen. Ja sogar seit Jahrtausenden macht sich der Kaiser von China eine Ehre deraus, jährlich einmal vor den Augen des Volks den Pflug zu führen. Für so ehrenvoll ist von jeher die Arbeit angesehen, die Gott unsern ersten Eltern anwies.

Indeß gab es Gegenden, wo der Boden nicht so locker, wo er hart und schwer war und unsägliche Arbeit erforderte. Die Arbeiten nun, wozu die Hände zu schwach waren, vollbrachten Werkzeuge. Man zog mit zugespitztem Holze lange Furchen für den Samen. Auch konnte man die Erde mit Ochsenhörnern oder mit breiten Rippen verschiedener Thiere umgraben, wie man dies bei Völkern neuentdeckter Länder gesehen hat. Eine geraume Zeit mochte vergehen, ehe man den Pflug erfand; doch wird bei den Aegyptern derselbe sehr früh erwähnt.

Man bemerkte, daß bei anhaltender Dürre die Pflanzen ermatteten, nach einem Regen sich aber schnell wieder erholten. Man bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurück gelassen hatte, die Fruchtbarkeit größer ward. Beide Entdeckungen wurden benutzt. Der Landmann gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. So lernte er begießen, wässern und düngen.

Um die Körner aus den Aehren zu bringen, wäre es mühsam gewesen, sie mit den Händen auszureiben. Leichter war es, sie mit Baumzweigen auszuschlagen oder durch Thiere ausstampfen zu lassen. Letzteres war vorzüglich bei den Israeliten Sitte. Deshalb verbot Moses, dem Ochsen beim Dreschen das Maul zu verbinden. Sehr früh lernte man, das Korn zwischen zwei Steinen zu Mehl zu zerreiben. Der untere Stein, auf welchen das Korn geschüttet wurde, lag fest; der obere wurde hierüber hin und her bewegt. So hatte man eine Art Handmühlen, die schon zur Zeit des Moses bei den Israeliten im Gebrauche waren und von diesem Gesetzgeber als das erste und nothwendigste Bedürfniß einer jeden Haushaltung angesehen wurden. Darum verbot er auch, sie als Pfand anzunehmen; denn das wäre, setzte er hinzu, gerade so viel, als wenn Jemand sein Leben selbst zum Pfande setzte. Das mühsame Zermalmen war bei ihnen das Geschäft der Knechte und Mägde. Die Kunst aber, sich zu diesem Reiben oder Mahlen auch des Wassers, des Windes und selbst des Dampfes zu bedienen, ist eine weit spätere Erfindung. Die Wassermühlen findet man hin und wieder erst um die Zeit der Geburt Christi; die Windmühlen kennt man in Europa kaum seit siebenhundert Jahren; die Dampfmühlen sind eine Erfindung unserer Zeit.

2. Die alten Aegypter.

Die alten Aegypter, unter denen die Israeliten beinahe 400 Jahre lebten, wohnten im nordöstlichen Afrika am rothen Meer. Ihr Land wird vom Nil durchströmt, der das Eigenthümliche hat, daß er in Folge häufigen Regens in den dortigen Gebirgen regelmäßig alle Jahre austritt und das niedere Land überschwemmt. Das Nilthal gleicht dann einem Meere, aus welchem Städte und Dörfer gleich Inseln hervorragen. Das Wasser führt bei dieser Ueberschwemmung einen fetten Schlamm mit sich, den es auf dem Boden zurückläßt. Dieser wird dadurch

so fruchtbar, daß der Landmann weiter nichts zu thun braucht, als zu säen und zu ernten; er hat sich dann im Jahre einer zwei- bis dreifachen Ernte zu erfreuen. Man pflegte deshalb schon in alten Zeiten Aegypten das „Kornhaus der Welt“ zu nennen. Um die Wohlthaten des Flusses auch den höher gelegenen Gegenden zuzuführen, so kam man wahrscheinlich schon frühe auf den Gedanken, das Wasser bei den Ueberschwemmungen durch Kanäle, Schleußen, Pumpen und Wasserräder dahin zu leiten. Nun geschah es häufig, daß auch viele Feldmarken, als Pfähle und Grenzsteine, welche zur Bezeichnung des Eigenthums dienten, von der Stromesgewalt mit fortgerissen wurden. Und da man die alten Grenzen nicht leicht wieder finden konnte, so mußte man, so viel man im Stande war, Jedem sein Eigenthum wieder zumessen. Man übte sich darin; durch Erfahrung und Nachdenken gelangte man weiter, und daraus ging endlich die Feldmeßkunst hervor. Ferner suchte man sich die Zeit des Steigens und Fallens des Nils zuerst nach der Zahl der Tage zu merken, alsdann nach dem Stande der Sonne und nach dem Wechsel des Mondes, welches schon früh Gelegenheit gab, die Jahreszeiten zu berechnen und einzutheilen. Da die Ueberschwemmungen nicht alle Jahre eine gleichmäßige Höhe erreichten, so legten die Aegypter alle die Hände an's Werk und gruben in der Nähe des Nils einen großen tiefen See, um entweder das überflüssige Wasser in diesen zu leiten, oder den Mangel an solchem daraus zu ersetzen. Dieser See ist noch vorhanden und heißt Möris. Wie viele Menschenhände mögen wohl daran gearbeitet haben! Wenden wir uns mit Bewunderung und Staunen zu andern Wunderwerken der Kunst und Ausdauer, nämlich zu den Obelisken und Pyramiden. Erstere sind aufrecht stehende, viereckige Säulen, welche, wie mittelmäßige Kirchthürme hoch aus einem einzigen Felsblocke gehauen, von unten nach oben spitz zulaufen und zur Zierde öffentlicher Plätze, wohl auch als Sonnenzeiger dienten. Die Pyramiden sind diesen ähnlich, aber von beträchtlicherer Größe und aus vielen Steinen zusammengefügt. Sie erreichen eine Höhe von 500—800 Fuß, enthalten eine Menge seltsamer Gemächer und wurden zu königlichen Grabstätten erbaut. Man hat berechnet, daß an einem solchen Steinberg 36,000 Maurer wohl 20 Jahre lang gearbeitet haben müßten.

Die alten Aegypter verehrten die Sonne und den Mond unter den Namen Osiris und Isis. Außerdem erwies man dem

storchartigen Vogel Ibis, dem Krokodil und überhaupt den meisten Thieren göttliche Verehrung. Für die Hauptgottheit galt ein schwarzer mit einem weißen Fleck auf der Stirne gezierter Ochse, den man Apis nannte. Starb solcher, so legte ganz Aegypten Trauer an und hob sie nicht eher auf, bis ein anderer mit denselben Merkmalen aufgefunden war. Auch glaubten die Aegypter, daß die Seele des Menschen beim Tod in einen Thierleib, die des Muthigen in einen Löwen, des Listigen in einen Fuchs, des Unreinlichen in ein Schwein fahre u. s. w. Wenn nun die Seele auf diese Weise drei tausend Jahre gewandert sei, suche sie sich endlich ihren ersten menschlichen Körper wieder, um ewig mit ihm vereinigt zu bleiben. Das nannten sie die Seelenwanderung. Deshalb verwendeten sie auch ungemein viel Fleiß auf die Erhaltung der Leichname, balsamirten sie ein und bewahrten sie in Gewölben auf. Solche Leichname, deren sich viele bis auf den heutigen Tag erhalten haben, nennt man Mumien. Sie wurden bei Gastmählern zur Erinnerung an die Sterblichkeit herbeigeholt und mit in Reihe gesetzt.

3. Die Phönizier.

Die Phönizier wohnten an den westlichen Abhängen des Libanon, sowie in der von Natur unfruchtbaren, schmalen und sandigen Uferebene am mittelländischen Meer. Von ihren spätern Hauptstädten Tyrus und Sidon heißen sie in der Bibel gewöhnlich Tyrer oder Sidonier. Da ihr Land sie unmöglich ernähren konnte, suchten sie ihre Speise im Wasser und fingen an zu fischen und zu schiffen; und da sie das feste Cedernholz so nahe hatten, bauten sie sich kleine Kähne und trieben damit ihre Fischerei. Nach und nach wagten sie sich weiter fort von ihrem Vaterlande. Aber wie fanden sie die Wege? Fahrgeleise gibt's doch auf dem Wasser nicht, und immer am Ufer hinzufahren, ist gefährlich, weil das Meer gewöhnlich schäumend gegen das Ufer hinwogt und die Schiffe zerschmettern würde. Die Phönizier wußten sich aber doch zu helfen; sie richteten sich nach den Sternen. Die früheren Menschen schauten nämlich gern die Werke Gottes an, und besonders gefielen ihnen die lieblichen Lichtpünktlein am schönen blauen Himmel und ihr stiller regelmäßiger Gang. Manche heitere Nacht durchwachten sie, sahen nach den Sternen, gaben ihnen Namen und dachten sich allerlei Schönes und Gutes dabei. Das thaten besonders die Chaldäer, und von diesen lernten auch die Phönizier die Kenntniß der

Sterne, lernten sie um so begieriger, da sie dieselbe zur Schifffahrt und zum Geldgewinn so gut brauchen konnten. So fuhren die Phönizier zuerst nach der Insel Cypern, stahlen dort Leute weg und verkauften sie als Sklaven. Sie fuhren dann weiter bis nach Spanien, wo sie eine unbeschreibliche Masse Silber fanden. Damit beluden sie ihre Schiffe und brachten diese ungeheuren Reichthümer nach Hause. Ja sie wagten sich sogar in's atlantische Meer nach England, wo sie Zinn eintauschten, und nach Preußen, woher sie den Bernstein holten. Und damit Andere ihnen nicht folgen möchten, erzählten sie daheim: „Ja, ihr solltet nur einmal hinauskommen über die Säulen des Herkules, wie greulich es da aussieht! Die Sonne brennt da, wie das Feuer in einem Schmelzofen; das Meer ist so dickschlammig, wie Mehlbrei; Schilf wächst darin so hoch, wie Mastbäume; und dazwischen sind greuliche Drachen mit vielen Köpfen und spitzigen Zähnen, welche schreckliche Flammen aus dem Rachen blasen; wer sie ansieht, wird augenblicklich zu Stein." Die Leute glaubten diese Lügen, blieben zu Hause und machten sich allerlei lächerliche Vorstellungen von fremden Ländern.

Unter den vielen Erfindungen, welche die Phönizier theils gemacht haben sollen, theils wirklich gemacht haben, mögt ihr euch nur folgende merken:

1. Das Glas. Tyrische Schiffer landeten einst an den sandigen Ufern des Belusbaches. Sie waren hungrig und wollten sich eine Suppe kochen. Gleich wurde der Kessel aus dem Schiffe an's Ufer getragen. Da keine Steine in der Umgegend waren, trug man ebenfalls vom Schiffe etliche Salpeterstücke herbei, setzte den Kessel darauf und machte ein tüchtiges Feuer darunter. Bald war die Suppe fertig und auch bald von den Schiffern verzehrt. Nach dem Essen rührt Einer von ihnen, vielleicht zum Zeitvertreib, in der noch warmen Asche herum. Auf einmal — was sieht er? Ein durchsichtiges, glänzendes Stückchen Stein, so glatt und schön, wie er es noch nie gesehen. „Was ist das?" fragt er die andern Schiffer. Sie wußten's nicht, merkten aber bald, daß das neue schöne Gestein wohl aus der Asche, dem Salpetersalz und dem Sande zusammengeschmolzen sein müsse, und sie hatten Recht. Sie versuchten nun durch Schmelzung und Mischung der genannten Substanzen den neuen Körper zu erzeugen; dies gelang, und das Glas war erfunden. Anfangs wurde dasselbe aber so kostbar gehalten, wie Gold und Bernstein; und wer ein Stückchen hatte, vielleicht wie eine Erbse

groß, freute sich und that's in einen Fingerring. Zu Fenstern brauchte man es damals noch nicht.

2. Das Rechnen wollen die Phönizier auch erfunden haben, ebenso auch

3. Das Geld. Vorher tauschte man nämlich für irgend ein Stück Kupfer, Silber oder Gold ein Schaf, eine Kuh, oder was man sonst brauchte, ein. Die Tyrer drückten aber auf jene Metallstücke von bestimmtem Gewichte irgend ein Thierbild, und eben solch ein Thier oder Etwas desselben Werthes konnte man dann für jenes Geldstück bekommen.

4. Die Buchstabenschrift. Manche sagen aber, die Tyrer hätten dieselbe von den Chaldäern erlernt, und diese wären mithin die eigentlichen Erfinder derselben.

5. Die Purpurfarbe. Ein phönizischer Schäfer hatte einen Hund, welcher oft an's Meer lief und dort Purpurschnecken fraß. Davon bekam er eine rothe Schnauze. Sein Herr wischte ihn mit Wolle ab und bemerkte, daß diese schön roth gefärbt wurde. Er ging dem Hunde nach, und die kostbare Purpurschnecke war entdeckt.

Seht, das sind die wichtigsten Erfindungen der Phönizier. Sie kamen weit in der Welt herum und darum lernten sie auch Vieles. Die immer zu Hause hinter dem Ofen sitzen, lernen in der Regel wenig. Alles, was die Phönizier arbeiteten, war so sauber und nett, daß man's gern kaufte, und phönizische Arbeiten waren damals ebenso gesucht und geschätzt, wie jetzt die englischen. Darum ließ auch der König Salomo den prachtvollen Tempel zu Jerusalem von diesen seinen geschickten Nachbarsleuten erbauen und gab ihnen Geld und Getreide dafür. Aber bei all dem Reichthum und bei aller Geschicklichkeit waren sie doch ein gottloses Volk. „Der Mensch kann lügen und trügen, wie ein Tyrer!" sagte man im Sprichwort von einem Lügner und Betrüger. Was konnte es ihnen helfen, daß sie dem wahren Gott einen Tempel bauten, da sie selbst bei dem Dienste der eingebildeten Götzen verblieben? Die beiden Hauptstädte der Phönizier nahmen ein Ende mit Schrecken. Sidon wurde von Nebukadnezar zerstört und Tyrus dreihundert Jahre später von Alexander dem Großen. Die reichen Kaufleute wurden todtgeschlagen und gekreuzigt oder verkauft, und statt der schönen Städte, die nachher wieder aufgebaut wurden und eine Zeit lang

blühten, sieht man jetzt nur elende Schutthaufen und dazwischen hie und da eine jämmerliche, Hütte, von ärmlichen, unheimlichen Menschen bewohnt.

4. Die Griechen.

Die alten Griechen bewohnten dasselbe Land, welches noch heutiges Tages Griechenland genannt wird. In den allerältesten Zeiten traten hier gewaltige Helden auf, von denen gar wunderbare Dinge erzählt werden. Einer hiess Herkules, der mit Menschen und wilden Thieren riesenmässige Kämpfe bestand und wohl noch stärker gewesen sein muss, als der Riese Goliath. Ein anderer hiess Theseus, der ein Ungeheuer erschlug, dem die Stadt Athen alle Jahre ihre schönsten Jünglinge zur Speise vorwerfen musste. Am berühmtesten aber ist eine gemeinschaftliche Unternehmung griechischer Helden geworden, der Trojanische Krieg, 1200 v. Chr. Der war gegen das alte Troja in Kleinasien gerichtet. Zehn Jahre lagen die Griechen vor dieser Stadt, und am Ende konnten sie dieselbe doch nur mit List einnehmen, indem sie ein grosses hölzernes Pferd hinein zu bringen wussten, in welchem eine Menge der tapfersten Helden verborgen war, die nun bei Nacht heraussprangen und die Stadt mit Schrecken erfüllten, während die Andern von aussen her eindrangen.

Die berühmtesten und mächtigsten Städte in Griechenland waren mit der Zeit Sparta und Athen geworden. Die Spartaner waren ein tapferes Volk von einfachen Sitten. Dazu hatten die strengen Gesetze des Lykurg viel beigetragen. Der hatte allen Unterschied zwischen Reichen und Armen aufgehoben; alle Bürger Sparta's hatten gleichviel Acker; alle assen gemeinschaftlich und zwar sehr einfach; ihr Geld war von Eisen; die Kinder schliefen nicht in weichen Betten, sondern auf hartem Lager von Stroh oder Schilfgras. Um sie gegen körperlichen Schmerz abzuhärten, wurden sie oft blutig gepeitscht, und wehe dem, der dabei eine Miene verzog! Gegen das Alter mussten sie die grösste Ehrfurcht bezeigen; in Gegenwart älterer Leute durften sie nur sprechen, wenn sie gefragt wurden, und auch dann nur kurz und bestimmt.

Sehr verschieden von den Spartanern waren die Athener. Auch sie hielten viel auf Leibesübungen, und Tapfer-

keit galt viel bei ihnen; aber weit mehr noch galt ihnen mit Recht die Ausbildung des Geistes, und kein Volk hat die schönen Künste und Wissenschaften in höherem Grade gepflegt, als sie. Unter ihren Weisen nimmt Sokrates die erste Stelle ein. Er war eines Bildhauers Sohn und erlernte auch die Kunst seines Vaters. Dabei dachte er aber fleissig darüber nach, wie der Mensch es doch wohl anzufangen habe, um vollkommen glücklich zu werden, und meinte: »Dann wird er glücklich, wenn er pünktlich und genau dem Willen der Götter gemäss lebt.« Er selbst strebte ernstlich darnach, unsträflich zu leben, und verkündigte seine Meinung vielen lernbegierigen Jünglingen. Solche sammelten sich oft um ihn, hörten ihm gern zu und begleiteten ihn auf allen seinen Wegen. Einmal dankte ihm ein grober Mensch nicht, den er doch freundlich gegrüsst hatte. Seine Schüler waren unwillig darüber und sprachen: »Lieber Sokrates, warum grüssest du einen solchen Grobian?« Sokrates entgegnete sanft: »Wollt ihr denn, dass ich eben so grob sei, wie jener?« Ebenso hörte er einst mit der grössten Ruhe, dass Jemand schlecht von ihm gesprochen. »Sogar prügeln mag er mich,« sprach er, »wenn ich nur nicht dabei bin.«

Obwohl Sokrates ein höchst weiser Mann war und Niemand Unrecht that, so entging er doch nicht den Nachstellungen schlechter Menschen, denen seine Tugend ein Dorn im Auge war. Diese neideten und hassten ihn und klagten ihn an, dass er das Volk verführe. Ja, sie brachten es dahin, dass er in's Gefängniss geworfen und von ungerechten Richtern verurtheilt wurde, den Giftbecher zu trinken. Als einer seiner Schüler es beklagte, dass er so unschuldig sterben müsste, sprach er lächelnd: »Wolltest du denn lieber, mein Apollodor, dass ich schuldig stürbe?« Ehe er den Giftbecher nahm, unterhielt er sich noch mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele und entschlief in der gewissen Hoffnung eines bessern Lebens im Jahre 400 v. Chr.

5. Diogenes.

In Griechenland lebte auch ein weiser Mann, Namens Diogenes, der sich allerlei Sonderbarkeiten angewöhnt hatte. Da er glaubte, der Mensch sei desto glücklicher, je weniger er zum Leben

nothwendig habe, so wohnte er nicht in einem Hause, sondern in einem Fasse. Der König Alexander der Große, welcher schon viel von ihm gehört hatte und wohl sah, daß Diogenes nicht zu ihm kommen würde, hielt es für der Mühe werth, selbst hinzugehen und den Weisen zu besuchen. Als Diogenes den König mit seinem prächtigen Gefolge auf sich zukommen sah, lag er gerade in seinem Fasse, um sich an der Sonne zu wärmen. Der König dachte: „Jetzt wird er doch aufstehen und mir entgegenkommen!“ Aber Diogenes blieb liegen, als wenn ihm die Ankunft des Königs gar nichts Besonderes schiene. Nachdem ihn der König eine Weile betrachtet hatte, sprach er: „Diogenes, ich sehe, du wohnst schlecht und bist schlecht gekleidet; du darfst dir Etwas von mir ausbitten. Wenn es möglich ist, soll es dir gewährt werden.“ „Ich habe nichts nöthig,“ antwortete der Weise. „Willst du mir aber einen Gefallen thun, König Alexander, so gehe mir ein wenig aus der Sonne!“ Da erkannte der König, daß er einen Mann gefunden hatte, welcher weder Geld, noch schöne Kleider, noch sonstige Herrlichkeiten begehrte, sondern mit Wenigem zufrieden war; und er rief aus: „Wahrlich, wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein!“ —

Diogenes hatte in seinem Fasse keine andern Geräthschaften, als einen hölzernen Becher, womit er sich aus Bächen oder Brunnen seinen Trunk schöpfte. Als er aber eines Tages einen Hirtenknaben aus der hohlen Hand trinken sah, warf er seinen Becher weg und rief: „Dieser Knabe beschämt mich; ich habe immer noch unnöthige Dinge bei mir!“ Von der Zeit an trank er nur noch aus der Hand.

6. Cyrus.

Dem letzten König von Medien, Astyages, träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Die Traumdeuter legten den Traum also aus: Deine Tochter wird einen Sohn bekommen, der dich einst vom Throne stoßen und über ganz Asien herrschen wird. Solche Deutung erschreckte den Astyages nicht wenig. Um die Erfüllung seines Traumes zu verhindern, verheirathete er seine Tochter an einen gemeinen Perser, und als sie einen Sohn gebar, befahl er seinem Diener Harpagus, das Kindlein zu tödten. Der konnte und wollte jedoch einen so grausamen Befehl nicht mit eigner Hand ausführen und übergab das Knäblein einem Hirten, damit er es im Walde aussetze.

Doch dieser gab es seiner Frau, und sie nannten den Knaben Cyrus. Dieser wuchs nun mit der Zeit herrlich heran und machte seinen Pflegeeltern große Freude. Als der muntere Cyrus einst bei einem Soldatenspiele von seinen Kameraden zum König erwählt war, ließ er einem vornehmen Knaben, welcher nicht gehorchen wollte, eine tüchtige Portion Hiebe austheilen. Darüber führte der erzürnte Vater desselben bittere Klage bei Astyages. Der ließ den kleinen Knabenkönig alsbald vorführen. Da dieser sich dreist, doch mit edlem Anstande, verantwortete, dem Astyages auch die große Aehnlichkeit mit seiner Tochter auffiel, so erkannte derselbe ihn bald als seinen Enkel. Der Großvater behielt ihn nun bei sich, aber an dem armen Harpagus nahm er eine blutige Rache. Heimlich ließ er dessen beide Söhne tödten, von deren Fleisch ein Gericht bereiten, und setzte dann solches bei einer Mahlzeit dem unglücklichen Vater vor, der, nichts ahnend, davon aß. Darnach entdeckte der Tyrann dem Harpagus Alles und sagte: „Das ist die Strafe für deinen Ungehorsam." Der tief gekränkte Vater verbarg klüglich seine Wuth und schwieg; aber er wartete auf eine passende Gelegenheit zur Rache. Die fand sich denn auch nach einigen Jahren. Den Astyages hatten die Traumdeuter beruhigt, indem sie sagten: „Dein Traum ist darin erfüllt, daß Cyrus Knabenkönig geworden ist, und du kannst nun unbesorgt sein. Wenn du ganz sicher sein willst, so schicke ihn wieder zu seinem Vater." Astyages befolgte ihren Rath, allein es half ihm nichts. Gott hatte einmal beschlossen, dem Cyrus das Reich zu geben. Dieser war nach und nach zu einem streitbaren Helden herangewachsen, und Harpagus munterte ihn heimlich auf, den grausamen Astyages vom Throne zu stoßen. Cyrus war dazu bereit, und die Perser, des medischen Joches längst müde, unterstützten ihn gern. Als er mit einem Heere kampflustiger Perser anrückte, schickte ihm Astyages in seiner Verblendung den Harpagus mit einem Heere entgegen. Dieser aber, anstatt gegen Cyrus zu streiten, verband sich vielmehr mit ihm. Beide bedrängten nun mit vereinter Heeresmacht den alten König und nahmen ihn gefangen. Cyrus jedoch behandelte seinen Großvater mit großer Schonung.

Als Cyrus mit dem Heere nun weiter vordrang, stellte sich ihm der reiche und mächtige Krösus, König von Lydien, entgegen. Diesen hatte einmal der weise Solon besucht, und als Krösus ihm all seine Herrlichkeit gezeigt, hatte er ihm auf die Frage, wen er für den Glücklichsten halte, geantwortet:

„Vor dem Tode ist Niemand glücklich zu preisen." Das wollte damals dem stolzen Krösus gar nicht einleuchten. Allein nun, da er an der Spitze eines Großen Heeres dem Cyrus entgegen zog, da sollte er bald die Unbeständigkeit des irdischen Glückes erfahren. Er wurde von Cyrus nicht nur besiegt, sondern auch gefangen geommen, und nun mußte er einen großen Scheiterhaufen besteigen, damit er lebendig verbrannt würde. Da gedachte er an jenes weisen Mannes Worte und rief mit lauter Stimme: „Solon, Solon, Solon!" Cyrus, darüber verwundert, ließ den Krösus vom Scheiterhaufen herabsteigen und fragte: „Was bedeutet dein Ausruf?" Krösus erzählte Alles. Da gedachte Cyrus, daß auch er ein sterblicher Mann sei, schenkte dem Krösus das Leben und behielt ihn fortan als Freund bei sich.

Cyrus eroberte nun bald ein Land nach dem andern: Syrien, Phönizien und Palästina. Vor Allem aber war es das stolze Babylon, dessen eherne Thore er zerschlug, und dessen Herrlichkeit er ein Ende machte. Gott allein gab ihm die Macht dazu, und das erkannte er auch wohl; denn er hatte das Volk Gottes, das noch in Babylon gefangen war, lieb und ließ die Juden gern wieder in ihr noch nicht vergessenes Vaterland zurückkehren. Indeß auch des Cyrus Ende kam. Auf einem Zuge gegen die Massageten, ein wildes Volk im Süden des heutigen Rußland, fand er in einer blutigen Schlacht seinen Tod, 529 vor Chr.

7. Varus und Hermann.

Unter der Regierung des ersten römischen Kaisers Augustus machten die Römer große Anstrengungen, Deutschland zu erobern. Mehrere Kriegszüge hatten sie schon unternommen, und die Gegenden zwischen der Weser und dem Rhein waren ihnen dem Anschein nach gänzlich unterworfen. Gegen das Jahr 9 nach Christi Geburt führte in Deutschland den Oberbefehl ein gewisser Varus, der vorher Landpfleger in Syrien war und dort Jerusalem und das jüdische Land hatte drücken und aussaugen helfen. Dieser Mann hielt schon auf römische Weise Gericht in den deutschen Gauen und ließ, was die Deutschen am meisten aufbrachte, nach römischer Sitte die Beile mit den Ruthenbündeln vor sich hertragen, welche ein Zeichen seines Rechtes über Leben Tod und über körperliche Züchtigung sein sollten. Dennoch wurde der Unwille lange nicht laut, und Varus hielt die Herr-

schaft der Römer in Deutschland für gegründet. Doch Hermann, ein edler Deutscher vom Stamme der Cherusker, trat dieser männlich entgegen. Er war als Knabe nach Rom gekommen und hatte die Römer mit ihrer Staats- und Kriegskunst, sowie mit allen ihren Lastern genau kennen gelernt. Sein Haß gegen dieses Volk, welches sich anmaßen wollte, freie Menschen zu Knechten zu machen, wurde unauslöschlich. In sein Vaterland zurückgekehrt, stellte er sich an die Spitze des cheruskischen Bundes, der fast alle westphälischen Völkerschaften umfaßte, um den verhaßten Feinden den Untergang zu bereiten. Varus merkte in seinem selbstgefälligen Hochmuth nichts. Um ihn von seinem guten Lagerplatze weg in gefährlichere Gegenden zu locken, mußte ein entferntes Volk einen Aufstand erregen. Varus brach mit einem Heere von mindestens 40,000 Mann gegen dasselbe auf. Die verbündeten deutschen Fürsten entfernten sich, zogen ihre schon bereit gehaltenen Haufen zusammen, verabredeten den Angriff, und als die Römer mitten in den Wildnissen des teutoburger Waldes waren, so brachen die Deutschen von allen Seiten auf sie los.

Die Römer dachten an keinen Angriff. Ohne Ordnung, mit vielem Gepäck, sogar mit einem Haufen von Frauen und Kindern zogen sie in dem rauhen Waldgebirg daher. Der Sturmwind brauste in den hohen Gipfeln der Eichen, und der Boden war von vielem Regen ganz durchweicht. Da kamen plötzlich aus dem Dickicht des Waldes, von allen Höhen und aus allen Schluchten die Schaaren der Deutschen, die solche Wege und solches Wetter gewohnt waren, hervor und schleuderten ihre scharfen Wurfspeere gegen die erschrockenen Römer. Diese ordneten sich, so gut sie in den unwegsamen Gegenden konnten, nahmen das Gepäck und den Troß in die Mitte und vertheidigten sich. Aber die Sehnen der Bogen waren vom Regen erschlafft, die übrigen Waffen auch großentheils verdorben; auf dem schlüpfrigen Boden konnten sie in ihren schweren Harnischen keinen festen Fuß fassen und den Deutschen überhaupt wenig Schaden zufügen. Viele von ihnen sanken ermattet und verwundet zu Boden.

Am Abend endlich gelang es ihnen, einen Platz zum Lager zu finden und sich zu verschanzen, so daß sie doch einige Stunden ausruhen konnten. Allein am andern Morgen mußten sie weiter. Ihre einzige Hoffnung war, sich bis zu ihren festen Plätzen, wo noch Besatzung lag, und so weiter bis an den Rhein

durchzuschlagen. Wirklich kamen sie auch in eine etwas freiere ebenere Gegend, wo sie abgeschlossene Reihen bilden und die Angriffe der Deutschen besser abwehren konnten. Allein bald ging ihr Weg wieder in den schrecklichen Wald, wo sie von den Deutschen mit neuer Wuth angegriffen und ihrer eine Menge erschlagen wurden. Noch einmal versuchten sie, ein Lager aufzuschlagen und Wall und Graben aufzuwerfen; allein die Deutschen ließen ihnen nicht Zeit dazu. Mit verdoppelter Anstrengung und hellem Schlachtgesange stürmten sie von allen Seiten heran. Der Feldherr Varus verlor gänzlich den Muth und stürzte sich, nachdem er schon mehrere Wunden empfangen hatte, selbst in sein Schwert; viele der Anführer thaten dasselbe, aller Widerstand war vorbei. Die Ermatteten und Fliehenden wurden niedergemacht oder gefangen genommen; nur einzelne Römer entkamen in der Dunkelheit der Nacht. Der Kopf des gefallenen Varus wurde den Römern zum gräßlichen Wahrzeichen übersendet. Die Deutschen feierten große Freudenfeste. Der Kaiser Augustus, welcher sich sonst wohl zu fassen wußte, verlor diesmal alle Besinnung, rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und rief dabei aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

8. Das Gericht über Jerusalem.

Ein hundert und zwanzig Jahre hatte der Herr den Menschen vor der Sündfluth gegeben; vierzig Tage sollte Ninive zu seiner Busse haben; vierzig Jahre sind den Kindern Israel noch übrig geblieben von der Zeit ab, da sie ihr eigen Heil an's Kreuz genagelt hatten. Sie thaten aber nicht Busse, sondern verfolgten vielmehr die Apostel des Herrn, wie ihre Väter den Propheten gethan hatten. So geschah denn endlich dem verblendeten Volke, wie es ausgerufen: »Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!« Es ging das Wort des Herrn in Erfüllung: »Es wird die Zeit kommen, dass deine Feinde werden um dich und deine Kinder eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, dass du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.« — Die Juden empörten sich wider die Römer, ihre Oberherren und Bedrücker, und jagten sie aus dem Lande.

Nun waren sie eine Zeit lang frei von der römischen Herrschaft. Aber in dieser Freiheit ging es ihnen schlimmer, denn zuvor. Das ganze Land war von Räuberbanden durchschwärmt; welche Dörfer und Städte beraubten und plünderten. Endlich setzten sich diese wilden Rotten in der herrenlosen Stadt Jerusalem fest. Hier kämpften sie gegen einander und gegen die friedlichen Bewohner der Stadt. Sie zogen durch die Strassen und raubten, mordeten und plünderten. — Da kamen die römischen Heere unter Titus, die Juden zu züchtigen. Am Osterfeste, zu welchem wohl über eine Million Menschen in Jerusalem versammelt waren, fing die Belagerung an. Der Herr hatte den Juden einen barmherzigen Feind geschickt. Titus forderte sie gütlich zur Unterwerfung auf. Zum Dank dafür verwundeten sie seine Freunde, die er zu ihnen sendete, mit ihnen zu reden. Da brauchte er Gewalt; aber die Juden kämpften, wie Verzweifelte, und die Römer konnten Jerusalem nicht erobern. Endlich liess Titus um die ganze Stadt eine Mauer errichten. Da stieg das Elend drinnen bald sehr hoch; es entstand eine grosse Hungersnoth. Schaarenweise lief das Volk des Nachts hinaus vor die Thore und rupfte auf dem schmalen Raume zwischen beiden Mauern Gras und Kraut zur Nahrung zusammen. Viele der Unglücklichen wurden von den Römern gefangen und gekreuzigt, so dass es endlich an Holz zu den Kreuzen fehlte. Drinnen aber stieg der Jammer immer höher. Man nagte vor Hunger das Leder von den Schilden, ass Gürtel, Schuhe und andere Dinge, die man gar nicht nennen mag. Eine vornehme Jüdin soll in der Verzweiflung sogar ihr Kind geschlachtet und gegessen haben. Da starben Viele eines schrecklichen Hungertodes. Andere stürzten sich in Verzweiflung von der Mauer herab. Nur die Räuberhorden in der Stadt hatten zu leben; denn sie hatten von den Bürgern zusammengeraubt, was sie brauchten; und Niemand durfte es wagen, von Uebergabe der Stadt zu reden. In wilder Schwärmerei träumten sie noch immer von einem Siege über die Römer und meinten sogar, der Messias werde nun bald kommen. Busse zu thun in Sack und Asche, wie ihre Väter gethan, daran dachten sie nicht. Endlich konnte man in der Stadt die Todten nicht mehr beerdigen, und man warf wohl an 600,000 Leichen über die Mauern in die Schluchten der Berge.

Viele stahlen sich heimlich aus der Stadt und flohen in das römische Lager. Sie waren vor dem Hunger geflohen und starben hier am Essen. Sie konnten ihre Gier nicht zähmen. Ueber dem ersten Gerichte gaben sie den Geist auf; denn ihre Leiber waren ganz zerrüttet. Noch grässlicher erging es Andern. Im römischen Heere dienten viele Syrer und Araber. Diese hatten erfahren, dass viele Ueberläufer ihr Gold verschluckt und im Leibe mit herausgebracht hätten. Da sollen sie in einer Nacht 2000 von ihnen aus Goldgier den Leib aufgeschlitzt haben. So ging der Weheruf jenes Josua in Erfüllung. Derselbe lief 7 Jahre und 5 Monate auf den Mauern Jerusalems herum und schrie kläglich: „Wehe, wehe über Jerusalem!“ Eines Tages setzte er hinzu: „Wehe auch mir!“ — und bald darauf tödtete ihn ein Stein aus einer römischen Wurfmaschine. Einen Theil der Stadt hatten die Römer bereits erstürmt; aber der Tempel wurde von den wüthenden Juden noch auf's Hartnäckigste vertheidigt. Titus wollte den herrlichen Bau retten; aber die ergrimmten römischen Soldaten hörten nicht auf die Stimme des geliebten Feldherrn. Ein Soldat stieg auf die Schultern eines andern und schleuderte durch ein goldenes Fenster einen Feuerbrand in die Zellen am Tempel. Der Brand zündete. Die Stätte, da Gott der Herr seinen Herd und sein Feuer gehabt hatte, stand in Flammen. Die Juden erhoben ein grässliches Geschrei. Titus mit seinen Anführern ging hinein in's Allerheiligste. Als er heraustrat, befahl er einem Hauptmann, die Soldaten mit Schlägen zum Löschen zu zwingen. Es war umsonst. Der ganze Tempel ward ein Raub der Flammen. Das ist geschehen am 10. August im Jahre 70 nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Also ward das Wort des Herrn erfüllt: „Es soll kein Stein auf dem andern bleiben.“ 1000000 Juden hatten ihr Leben verloren, 97000 wurden gefangen. Dieser Rest ist theils umgekommen in den Schauspielen, wo man sie den wilden Thieren vorwarf, theils in die Sclaverei verkauft worden. Die Stadt aber ist verbrannt; ihre Mauern sind niedergerissen, das Volk ist zerstreut in alle vier Winde, auf dass das Wort der Schrift erfüllt würde, wie geschrieben stehet 5. Mose 28, 25: „Und wird zerstreuet werden unter alle Reiche auf Erden“ und Micha 3, 12: „Darum wird Zion um euretwillen wie

ein Feld zerpflüget und Jerusalem zum Steinhaufen und der Berg des Tempels zu einer wilden Höhe werden.“

9. Constantin der Große.

Obgleich die Christen in den ersten Jahrhunderten unter den römischen Kaisern hart verfolgt wurden, so führte doch der Herr wunderbar seine Kirche durch alle Gefahren hindurch. Je mehr man versuchte, die christliche Religion auszurotten, desto mehr verbreitete sie sich, und desto größer wurde die Zahl der Gläubigen; denn Gottes Wort vermag Niemand zu dämpfen. In Rom begann für die Christen eine bessere Zeit, als Constantin der Große den Thron bestieg. Er hatte nämlich am Hofe seines Vaters schon manchen frommen Christen kennen gelernt und verordnete beim Antritt seiner Regierung sogleich, daß Niemand die Christen verfolgen oder beleidigen sollte. Bald darauf mußte er mit einem Kriegsheere an den Rhein ziehen, um mit einem Empörer zu streiten, der sich zum Kaiser aufgeworfen hatte. Als die entscheidende Schlacht geschehen sollte und das Heer auf gewöhnliche Weise dem Kriegsgott ein Opfer bringen wollte, erklärte der Kaiser plötzlich, er habe in den Wolken ein großes Kreuz gesehen und darüber die Ueberschrift: „Durch dieses wirst du siegen!“ Sein Heer gewann wirklich den Sieg, und von diesem Augenblick an bekannte sich der Kaiser öffentlich zum Christenthum und ließ statt der bisher gewöhnlichen Adler das Kreuz auf alle seine Fahnen setzen. Als er siegreich in Rom eingezogen war, und die dankbare Stadt ihm eine Bildsäule errichten ließ, verordnete er, daß dieselbe in der Hand einen Speer trage in Gestalt eines Kreuzes; denn Christo allein verdanke er den Sieg über alle seine Feinde!

Im Morgenlande war Galerius gestorben, und Licinius, ein tapferer Feldherr, aber ein geiziger, harter und unzüchtiger Mann, hatte den Thron bestiegen. Anfangs zeigte er sich, um Constantins willen, den Christen geneigt; aber die Freundschaft der Herrscher dauerte nicht lange, und bald brach ein heftiger Krieg zwischen ihnen aus. Da ließ Licinius seiner Feindschaft gegen die Christen freien Lauf und erklärte: „Von der Entscheidung der Schlacht solle es abhängen, ob das Christenthum oder das Heidenthum die wahre Religion sei.“ Es war sehr unrecht von ihm, seine Sache zu Gottes Sache machen zu wollen; aber Gott gab ihm die Antwort, die er verlangte. Er wurde

geschlagen und erwürgt, und Constantin, von nun an der Große genannt, der erste christliche Kaiser, ward Alleinherrscher des weiten römischen Reichs.

Wir, die wir des Glückes gewohnt sind, unter einer christlichen Obrigkeit zu leben, können uns kaum denken, wie erfreulich und heilbringend diese Veränderung für die hartbedrängten Christen war. Nun war nach langem Kampfe der Sieg des Christenthums über das Heidenthum entschieden; nun war die Zeit der Angst und der Todesgefahr vorüber, und frei durfte jeder Christ den Glauben bekennen, den er in seinem Herzen trug; nun brauchte die Gemeinde nicht mehr zur Nachtzeit in Höhlen und Klüften sich zu versammeln, in steter Besorgniß, von Lauschern ausgespäht zu werden; nun konnte sie froh und frei am Tage des Herrn in ihrem Gotteshause den Namen ihres Heilandes loben. Die in den früheren Verfolgungen vertriebenen Christen kehrten zu ihren Wohnungen zurück; die Gefangenen wurden frei; die in den Bergwerken zu harter lebenslänglicher Arbeit verurtheilt waren, wurden aus ihren unterirdischen Straförtern entlassen. Alle, die in der Verfolgungszeit Schmerz und Schmach erduldet hatten, wurden mit Ehre überhäuft; die vornehmsten Staatsämter wurden mit Christen besetzt, die Bischöfe und Lehrer mit der größten Auszeichnung behandelt, und die kaiserlichen Prinzen durch christliche Lehrer erzogen. Bei dem ganzen Kriegsheere wurde die Feier des Sonntags eingeführt. Vorzüglich sorgte Constantin für die Belehrung und Erbauung der Christen. In allen Städten wurden Kirchen erbaut und prachtvoll ausgeziert, Lehrer angestellt und reichlich besoldet. Die Mutter Constantins, Helene, nicht weniger eifrig, als ihr Sohn, für die Ausbreitung des Christenthums, reiste selbst in's gelobte Land, suchte bei Jerusalem die Stelle, wo einst der Herr gekreuzigt und begraben ward, und baute dort die prachtvolle Kirche des heiligen Grabes, die noch jetzt steht.

Der Kaiser that noch Vieles für die äußere Einrichtung der Kirche und äußerte dabei oft, er wünsche ein solcher Herrscher zu sein, wie David und Salomo es waren. In diesem Sinne beschloß er, als die Einfälle der Perser und Gothen es nothwendig machten, daß er seine Residenz in den östlichen Theil seines Reichs verlegte, an den Ufern des schwarzen Meeres, an der Stelle des alten Byzanz, eine neue völlig christliche Stadt zu gründen, die nicht, wie die alte Hauptstadt, mit den Gräueln des Heidenthums befleckt wäre. Die Schätze der Götzentempels

wurden dazu verwandt, sie aufzubauen. Constantin gab ihr den Namen Neu-Rom; aber das dankbare Volk nannte sie dem Stifter zu Ehren Constantin's Stadt (Constantinopel), und dieser Name ist ihr geblieben.

Constantin der Große starb, von seinem ganzen Volke betrauert, im Jahre 337. Erst auf seinem Sterbebette ward er vom Bischof Eusebius getauft. Er hatte die Taufe so lange verschoben, theils weil er, wie so Viele zu seiner Zeit, glaubte, die Sünden, die man nach empfangener Taufe begehe, seien schwerer und strafbarer, als diejenigen, die vor der Taufe begangen würden; theils weil er immer gewünscht hatte, im Jordan, wie Christus, getauft zu werden. Seine letzten Aeußerungen auf dem Sterbebette lassen uns hoffen, daß er mit ernstem Rückblick auf sein vergangenes Leben und mit gläubiger Zuversicht zu Gottes Gnade gestorben sei. Der Bischof Eusebius von Cäsarea, sein vertrauter Freund, hat uns das denkwürdige Leben des großen Kaisers beschrieben.

10. Die Völkerwanderung.

Um das Jahr 375 nach Christo kam von Sonnenaufgang ein wildes Volk, das hieß man die Hunnen. Diese waren kleine Leute, mehr den Holzpfosten gleich und gar nicht wie Menschen anzusehen. Sie hatten schwarzes, struppiges Haar, schmutziggelbe Gesichtsfarbe, schiefe Augen und breite Schultern. Ihre Nase war wie gequetscht; die Beine waren krumm, wie eine Sichel; denn sie saßen fast Tag und Nacht auf ihren häßlichen Gäulen. Unter den Sattel legten sie ein Stück rohes Fleisch, und wenn sie es mürbe geritten hatten, dann aßen sie es und tranken Blut dazu. Indem sie pfeilschnell dahin jagten, warfen sie Menschen und Thieren Schlingen um den Hals und fingen sie. Dieser Mordschwarm stieß zuerst auf die Ostgothen, welche damals gerade am östlichen Ende Eurpas wohnten. Diese wehrten sich zwar männiglich; doch drängten sie endlich die Westgothen in das römische Gebiet, welche hier aus Gastfreunden bald Herren und Eroberer wurden und sich Alarich zum König wählten. Unter dessen Führung drangen sie plündernd nach Italien und eroberten 410 selbst die Stadt Rom, die länger als 400 Jahre die Herrin der Welt gewesen war. Nun gedachte Alarich an der Meeresküste Unteritaliens ein großes Reich zu errichten; aber erst 34 Jahre alt, wies ihm der Tod ein anderes Ziel. Wehklagend trugen ihn seine treuen Gothen an den Fluß Busento.

Den gruben sie ab und senkten den todten König in seiner Rüstung und auf seinem Streitrosse hinab in den Grund und bedeckten ihn mit Erde. Dann wiesen sie dem Strom wieder seinen alten Lauf, und der hat das Grab noch Keinem verrathen. Bald darauf zogen die Gothen nach Frankreich und Spanien und gründeten dort ein großes gothisches Reich, das 300 Jahre dauerte. Indeß waren die deutschen Völker in immerwährender Bewegung. Die Franken nahmen das nördliche Gallien ein; von ihnen heißt das Land Frankreich. Die Burgunder ließen sich in der Gegend um den Rhonefluß nieder. Die Vandalen zogen nach Afrika. Die Angeln setzten vom Ufer der Nordsee nach Britannien über, das nun von ihnen England heißt.

Ueber die furchtbaren Hunnen herrschte nun ein gewaltiger König, Etzel oder Attila, unscheinlich von Leibesgestalt, aber eisenfest in seinem Willen. Der zog 451 aus Ungarn durch Deutschland, zerstörte Straßburg, Speier, Worms, Trier und viele andere Städte und brach dann in Frankreich ein. 700,000 Mann zählte sein Heer; ein solches hatte der Rhein noch nicht gesehen, und Schaaren von zinsbaren deutschen Völkern mit ihren Fürsten folgten ihm. Schrecken ging vor ihm her, und Graus war seine Spur, die er zurück ließ. So kam Attila auf die katalaunischen Felder in Frankreich. Da stellten sich ihm die Römer und von den deutschen die Westgothen, Alanen, Burgunder und Franken entgegen. Ein Hügel lag in der Mitte zwischen beiden Heeren, um den kämpften sie stürmend und würgend, daß 200,000 Leichen den Boden bedeckten. Endlich erstürmte ihn Theodorich, der Gothenkönig, und in demselben Augenblick durchbohrte ein Pfeil seine Brust. Etzel zog sich bei einbrechender Nacht in seine Wagenburg zurück und ließ eine ungeheure Menge Sättel zu Scheiterhaufen aufthürmen, um allenfalls in den Flammen zu sterben, wenn die Feinde in der Nacht das Lager stürmen sollten. Doch diese ließen die Gottesgeißel, wie sich Etzel selbst nannte, des andern Tags ruhig abziehen, und nachdem die Hunnen nach zwei Jahren auch noch Italien heimgesucht hatten, starb Attila 453 in Ungarn, wo sein Leichnam in einen goldenen Sarg gelegt und bei finsterer Nacht in die Erde versenkt wurde. Die aber dieses Geschäft vollzogen, wurden erschlagen, damit Niemand verrathe, wo der große Held sein Grab gefunden. Sein Reich zerfiel, und die Macht der Hunnen hörte auf.

Seit Jahrhunderten dienten deutsche Jünglinge den römischen Kaisern um Sold. Da führte auch Odoaker viele kriegslustige

Leute gen Italien und wurde bald oberster Hauptmann aller deutschen Hülfstruppen. Zu der Zeit setzte ein römischer Feldherr seinen eigenen Sohn, einen Knaben, Namens Romulus Augustulus, auf den Thron. Den nahm Odoaker gefangen und machte sich selbst zum Könige von Italien. Und somit endete das weltherrliche Römerreich nach mehrhundertjährigem Anstürmen durch Deutsche 476 nach Christo.

11. Muhamed.

Unter den Arabern trat zu Anfang des 7. Jahrhunderts ein Mann auf, der dazu bestimmt schien, große Bewegungen im Morgen- und Abendlande hervorzubringen. Das war Abul Casem Muhamed, um das Jahr 569 in Mekka geboren. Kaum war er 2 Jahre alt, da starb sein Vater und hinterließ nur 5 Kameele und eine alte Sclavin; auch die Mutter lebte nicht lange. Nun nahm sein Großvater den 6jährigen Knaben zu sich, und als er 9 Jahre alt war, erzog ihn sein Oheim, ein thätiger Kaufmann, der ihn auf seine weiten Handelsreisen mitnahm. Das Feuer seiner schwarzen Augen, seine schöne edle Haltung, sein kräftiger Wuchs zog Aller Augen auf ihn, und ließen den künftigen Herrscher ahnen. Dazu hatte ihm die Natur eine große Kraft der Beredtsamkeit gegeben. Keiner konnte seinen Worten widerstehen, wenn er mit Begeisterung sprach. Auf seinen Reisen beobachtete er Länder und Völker mit großer Aufmerksamkeit; über Alles, was er sah, dachte er nach, und so konnte es nicht fehlen, daß sein Geist Riesenschritte machte. Er hatte sich der Handlung gewidmet und führte von seinem 25sten bis 40sten Jahre die Geschäfte einer reichen Wittwe mit solcher Thätigkeit, daß sie ihn endlich heirathete, wodurch er ein reicher Mann wurde. Aber die Bequemlichkeit des Lebens konnte seinen feurigen Geist nicht befriedigen. Wenn er mit großen Karavanen auf den Handelsstraßen hinzog, und die redseligen Reisegefährten schwatzten oder fröhliche Lieder sangen, ritt er schweigend, in tiefe Gedanken verloren, für sich allein, dachte über höhere Dinge, über Gott, Unsterblichkeit und Bestimmung des Menschen nach und hörte und sah nicht, was um ihn herum hervorging. „Die Menschen um dich herum," so dachte er, „sind in düstern Aberglauben versunken. Wie, wenn du ihnen bessere Begriffe beibrächtest?" — Zuerst dachte er an die jüdische Religion; aber die Juden waren damals eine verachtete Nation, und ihre Religion erschien ihm so engherzig, daß er kein Herz zu ihr

fassen konnte. Auch die christliche Religion sprach ihn nicht an; denn ihren wahren Geist hatte er nicht erfaßt, weil er in den Handelsstädten Klein-Asiens, wo er mit den Christen zusammengetroffen war, nur die Streitigkeiten der Parteien, nicht aber den Geist der Liebe, Milde und des Gottvertrauens kennen gelernt hatte. Aber jede dieser Religionen enthielt, wie ihm schien, manches Gute; dies wollte er sammeln, der Fassungskraft seiner Morgenländer anschaulich vorstellen, und so der Stifter einer neuen Religion werden. Dieser Gedanke entzückte ihn so, daß er nun für nichts Anderes Sinn hatte. Er gab seine Handelsgeschäfte auf, suchte die Einsamkeit, und da sich sein Geist in übersinnliche Grübeleien verlor, sein Körper aber wenig Nahrung erhielt, so war es kein Wunder, daß er manchmal seltsame Gestalten zu sehen glaubte. Endlich bildete er sich wirklich ein, was er so gern glaubte, daß Gott ihn zu seinem Propheten ausersehen habe, daß Engel zu ihm herabstiegen und ihm den Willen Gottes verkündigten. Jetzt war er vierzig Jahre alt; er stand da in seiner vollen Kraft, ganz dazu gemacht, die Idee, von deren Wahrheit und Wichtigkeit er so fest überzeugt war, standhaft auszuführen. Er lehrte: Es ist nur Gott, und Muhamed ist sein Prophet." — Anfangs theilte er seine Lehre nur seiner Frau, seinem Vetter, seinem Freunde Ebubekr und noch elf anderen Personen mit, die alle fest an seine göttliche Sendung glaubten. Er gebot ihnen oft wiederholte Waschungen, täglich fünfmal zu beten, reichlich Almosen auszutheilen, und schilderte ihnen die Belohnungen des Frommen nach dem Tode, wie sie den sinnlichen Morgenländer am meisten ansprechen mußten. Erst im vierten Jahre trat er mit seiner Lehre, die er den Islam (Glauben) nannte, dreister hervor. Aber nur Wenige glaubten an ihn; die Meisten hielten ihn für einen Wahnsinnigen oder für einen gefährlichen Betrüger; ja, es verschwor sich sein eigner Stamm, die Koreischiten gegen sein Leben, und nur eine schleunige Flucht aus Mekka konnte ihn retten. Er ging nach Medina, wo ihn die Einwohner, weil sie Feinde der Mekkaner waren, gut aufnahmen und als Propheten anerkannten. Daher wird vom Jahre seiner Flucht (Hedschra) 622, der Anfang seiner Herrschaft und die Stiftung seiner Religion gerechnet, und noch heute rechnen die Muhamedaner ihre Jahre darnach. In Medina wurde er aber nicht nur als Prophet, sondern auch als König verehrt. Er sammelte nun seine Anhänger, bewaffnete sie und führte den wilden, begeisterten Haufen

gegen seine Feinde. Besonders nützlich war ihm aber die Lehre, daß, wer für den Islam den Tod fände, geradezu in's Himmelreich käme, wo seine Wunden wie der köstlichste Ambra dufteten und die köstlichsten Freuden seiner warteten. Auch schärfte er seinen Anhängern ein, daß über jedem Menschen ein unwiderrufliches Schicksal walte. Wer also sterben sollte, fände seinen Tod auch daheim; wen aber Gott erhalten wollte, der würde auch unter den Schwertern seiner Feinde bewahrt. Dies nennt man den Türkenglauben. Nach einer 7jährigen Abwesenheit eroberte Muhamed Mekka und bald darauf ganz Arabien; wer seine Lehre nicht annehmen wollte, wurde dazu mit Gewalt der Waffen gezwungen. Er starb 632, nachdem er den Seinigen ausdrücklich eingeschärft hatte: „Streitet wider alle die, welche an keinen Gott und an keinen Tag des Gerichts glauben, aber auch gegen die Juden und Christen, bis sie euch Tribut zahlen und sich unterwerfen.“ In Medina liegt er begraben. Seine Anhänger nannten sich Gläubige oder Moslemin, woraus der Name Muselmänner entstanden ist. Seine Lehren und Aussprüche wurden nach seinem Tode in ein Buch zusammengetragen, welches der Koran genannt wird.

12. Kaiser Carl der Grosse.

Unter den deutschen Völkerschaften waren die Franken vor allen mächtig geworden. Anfangs wohnten sie am Niederrhein; dann aber zogen viele von ihnen über den Rhein hinüber in das Land der Gallier, das nach ihnen Frankreich genannt wurde. Dort wurden sie mit dem Christenthume bekannt, und im Jahre 496 liess sich ihr König Clodwig mit 3000 seiner Krieger taufen. In diesem Frankenreiche, das nach und nach seine Grenzen über das heutige Frankreich, Deutschland, Holland, die Schweiz, einen Theil von Italien, Spanien und Ungarn ausgedehnt hatte, herrschte von 768–814 nach Christi Geburt ein gewaltiger Regent, Carl der Grosse. Er verrichtete grosse Heldenthaten im Kriege und verbreitete grossen Segen in seinem Reiche. Auch von Körper war er gross und stark, mass sieben seiner Fusslängen, konnte einen geharnischten Ritter mit einer Hand schwebend in die Höhe heben, und zerbrach Hufeisen mit leichter Mühe. Seine Gestalt war würdevoll und edel; seine grossen hellen Augen

blickten sanft und wohlwollend; aber wenn er zürnte, sprüheten sie Feuer. Nur an grossen Festen, oder wenn er Gesandte empfing, trug er einen golddurchwirkten Rock, Schuhe mit Edelsteinen, am Mantel goldene Haften, eine köstliche Krone auf dem Haupte und ein mit Edelsteinen besetztes Schwert an der Seite. Gewöhnlich aber unterschied er sich in der Kleidung wenig von den Aermsten im Volke. Die ausländische Kleidung war ihm verhasst; am liebsten ging er in Kleidern, die seine Töchter selbst gesponnen und gewebt hatten. Bei Tisch hatte er den Gebrauch, aus guten Büchern vorlesen zu lassen, vor allen aus des heiligen Augustinus trefflicher Schrift von der Stadt Gottes. Er hatte stets eine Gesellschaft von gelehrten Männern um sich, lernte bis in sein höheres Alter, redete mehrere Sprachen und dichtete sogar Kirchengesänge.

Unter den vielen Kriegen, die er gegen verschiedene Völker führte, war keiner blutiger, als der gegen die Sachsen, welche nicht selten aus ihren Wohnsitzen an der Elbe und Oder in das fränkische Gebiet einfielen und oft schreckliche Verwüstungen anrichteten. Er beschloss um so mehr einen Krieg gegen dieselben, weil er meinte, es würde ihm hiebei gelingen, sie vom Heidenthum zu bekehren. Aber erst nach drei und dreissig Jahren brachte er sie sammt ihrem mächtigen Fürsten Wittekind zur Unterwerfung und zur Annahme des Christenthums.

Mit grossem Eifer suchte er der christlichen Kirche aufzuhelfen. Fast auf allen Reichstagen, die er hielt, war auch von den Angelegenheiten der Kirche die Rede. Er sorgte für tüchtige Geistliche und liess Sänger aus Italien kommen, dass sein Volk geschickt gemacht würde, den Gottesdienst durch angemessenen Gesang zu verschönern.

Wie für das Wohl der Kirche, so war Carl der Grosse auch für das Aufblühen der Schulen bedacht. Er errichtete an seinem Hofe eine eigene Schule als Muster für die übrigen im Lande, in welche alle seine Diener ihre Söhne schicken mussten. Auch besuchte er die Schulen, wobei er die fleissigen Schüler lobte, die trägen aber tadelte und zum Fleisse ermahnte.

Gleiche Sorgfalt wendete er dem Geschäftsleben seiner Unterthanen zu. Er munterte sie zur fleissigen Bebaunug ihrer Felder auf, sorgte für Hebung der Gewerbe und des

Handels und hatte deshalb auch die Absicht, mittels des Mainflusses die Donau und den Rhein durch einen Kanal zu verbinden, um so einen Handelsweg durch Europa vom schwarzen Meer bis zur Nordsee herzustellen. Doch erst dem König Ludwig I. von Bayern war es vorbehalten; diesen Plan auszuführen.

Im Jahre 800 zog Carl nach Rom, um bei den dort ausgebrochenen Unruhen dem Papste Hilfe zu leisten. Er beschwichtigte den Aufruhr. Und als er an Waihnachten in der grossen Peterskirche vor dem Hochaltar knieend sein Gebet verrichtet hatte, trat der Papst Leo III. hinzu und setzte ihm die goldene Kaiserkrone auf das Haupt. Priester und Volk stimmten zugleich den Gesang an: »Leben und Sieg sei dem von Gott gekrönten, frommen, grossen, friedbringenden Kaiser von Rom!«

Hochgeachtet und berühmt in aller Welt starb Carl im Jahr 814 in seiner Residenzstadt Aachen mit den Worten des Heilandes: »Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!«

13. Die Kreuzzüge.

Das heilige Land, wohin man seit Konstantin dem Großen zahlreich wallfahrtete, war im Jahre 637 in die Hände der Araber gefallen. Vorerst ließen diese die Pilger ungehindert, schon um der Abgaben willen, die sie entrichten mußten. Indssen eroberten die Seldschucken, ein Volk von türkischer Abkunft, das hinter dem kaspischen Meer seinen Wohnsitz hatte, ums Jahr 1076 Syrien und Jerusalem, und nun wurden die Pilger aufs Schreiendste vor und in Jerusalem mißhandelt. Schon der mächtige Pabst Gregor VII. hatte auf Hilfe gedacht. Da erschien plötzlich ein französischer Einsiedler, Peter von Amiens, welcher Augenzeuge jener Mißhandlungen gewesen war, vor dem Pabst Urban II. mit der dringendsten Bitte um Hilfe wider die Ungläubigen (Muhamedaner.) Er erhielt Erlaubniß umherzuziehen; und auf einem Esel reitend, in ein härenes Pilgerkleid gehüllt, mit einem Strick umgürtet, das Kreuz in der Hand nud baarfuß durchzog er Städte und Länder und schilderte auf Gassen und Straßen, auf Märkten und in Kirchen mit glühenden Farben und unter heißen Thränenströmen die Bedrängnisse des heiligen Landes. Bald glühte ein Feuer der Begeisterung durch die ganze Christenheit, und endlich wurde auf zwei Kirchenversammlungen ein

Heereszug nach dem gelobten Lande beschlossen. „Gott will es! Gott will es!“ so erscholl's aus tausend Kehlen. Hohe und Niedere drängten sich herzu, das rothe Kreuz von Tuch oder Seide aus den Händen der Geistlichen zu empfangen, das sie an die rechte Schulter hefteten. Die also Bezeichneten nannte man deswegen Kreuzfahrer, und die Heereszüge selbst Kreuzzüge. So begann eine der größten Bewegungen, welche die Weltgeschichte kennt, und die fast zweihundert Jahre lang fortdauerte.

Die ersten Schwärme, die beiläufig 200,000 Mann betrugen, waren freilich nur zusammengelaufenes Gesindel; sie zogen voraus und fanden größtentheils ihren Tod, ehe sie noch Etwas vom heiligen Land gesehen hatten. Den eigentlichen ersten Kreuzzug, der im Jahre 1096 begann, führte Gottfried von Bouillon an, ein edler tapferer und frommer Herzog aus Frankreich. Mit 90,000 Streitern zog dieser über den Rhein und durch Deutschland, und weil er strenge Mannszucht hielt, so kam er glücklich vor Konstantinopel an, wurde aber von dem griechischen Kaiser, welcher in Konstantinopel seinen Sitz hatte, argwöhnisch behandelt. Bei einer in Kleinasien vorgenommenen Musterung fand man das ganze Heer der Kreuzfahrer auf 100,000 Mann zu Fuß und eben so viele Ritter und Reiter angewachsen; die Weiber, Kinder, Mönche, Knechte u. dgl. mit eingerechnet, betrug die ganze Zahl des Christenheeres gegen 600,000 Seelen. Unter unsäglichen Mühseligkeiten, von Hunger und Hitze gequält, von den Türken schrecklich verfolgt und von den Griechen mannigfaltig verrathen, zogen sie durch Kleinasien und erkämpften nach achtmonatlicher Belagerung Antiochien. Doch fast hätten die Sieger in dieser Stadt ihr Grab gefunden. Während sie nämlich hier unter sich zankten und stritten, schloß sie ein mächtiges türkisches Heer ein, und die Hungersnoth erreichte unter ihnen den entsetzlichsten Grad. Da rief ein Priester, der Apostel Andreas habe ihm im Traum die heilige Lanze gezeigt, mit der Christi Seite durchstochen worden; sie liege in einer Kirche, die er bezeichnete, unter der Erde begraben. Man grub nach, und der Priester stieg wirklich mit der Lanze hervor. Keine Feder kann die Begeisterung schildern, welche dies unter den ausgehungerten Kreuzfahrern erzeugte. Sie öffneten bald die Thore, wankten, Schatten ähnlich, doch in guter Ordnung, dem Feinde entgegen und erfochten einen vollständigen Sieg. Doch noch ein ganzes Jahr lang hatten sie viel zu leiden, ehe sie Jerusalem erblickten. Namenlose Wonne ergriff sie, als die langersehnte Stadt endlich vor

ihren Blicken lag. Sie jauchzten und weinten vor Freuden, warfen sich nieder, küßten den Boden und wären freilich gern nun gleich eingezogen. Aber die Stadt hatte eine feste Lage und war von 60,000 Muhamedanern besetzt, während das große Heer der Kreuzfahrer auf 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter zusammengeschmolzen war. Erst nach einem furchtbaren, wochenlang fortgesetzten Kampf erstürmten sie die Stadt (1099). Nun ging es an ein Würgen, das beispiellos war. Alle Straßen wurden mit Mord erfüllt. Als die Eroberer des Türkenblutes satt waren, traf die Juden ihre Mordlust.

Gottfried nahm an diesen blutigen Greueln keinen Antheil. Sobald der Sieg entschieden war, begab er sich noch während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Thor, welches gegen den Oelberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch der Auftritt in der Stadt. Die Wallbrüder, des Mordens müde, legten ihre Waffen ab, reinigten sich von dem Blut der erschlagenen Türken und eilten mit entblößten Häuptern und Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Orten. Die Stadt, in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrei der Würger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurden, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und von den Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt ihre Knie und vergossen Thränen der Andacht an den Orten, wo das noch warm fließende Blut an ihre Grausamkeit sie erinnerte. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt Gott mit ausschweifender Freigebigkeit ihren Raub und brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wohl selten sah man eine so schnelle Umwandlung.

Man rechnet, daß in den zweihundert Jahren, während welcher die Kreuzzüge dauerten, gegen sieben Millionen Menschen in's Morgenland zogen, und nur wenige davon sahen ihr Vaterland wieder. Sollen doch sogar im Jahre 1212 gegen 40,000 Knaben aus Deutschland und Frankreich sich auf den Weg nach dem gelobten Land gemacht haben, aber meist elend umgekommen oder in die Sklaverei gerathen sein. Trotz dieser ungeheuren Opfer

hatte das ganze Unternehmen keinen Bestand. Das neue christliche Königreich in Jerusalem erhielt sich nur kümmerlich. Im Jahr 1291 ging auch die letzte Besitzung daselbst für das Abendland verloren.

Die Kreuzzüge sind uns ein großes Zeichen, an dem wir absehen können, wie man für des wahren Gottes Ehre nicht eifern, und mit welcherlei Waffen man für das Reich Christi nicht streiten soll (Joh. 18, 36). Dessen ungeachtet mußten diese einerseits so bedauerlichen Züge nach dem heiligen Lande den dabei am meisten betheiligten Völkern Vortheile bringen, an welche diese selbst nicht gedacht hatten. An den Kämpfen der Kreuzzüge, an ihren Aufopferungen, wie an ihren Vortheilen hatte mit den Fürsten und Adeligen zugleich auch der Bürger eifrigen Antheil genommen; es waren hierdurch seine Kräfte erwacht, und viele der ansehnlicheren Städte erhoben sich den Fürsten und dem Adel gegenüber zu einer selbständigen Macht. So in Italien namentlich Venedig und Genua, im südlichen Deutschland z. B. die Donaustädte Regensburg und Ulm, zumal aber im nördlichen Deutschland die Hansa, ein Bund, zu welchem im Jahr 1300 gegen siebenzig Städte gehörten, vor allen Lübeck nnd Hamburg, dann Cöln, Stettin, Thorn, Danzig, Königsberg, Bremen u. s. w. In all diesen Städten entwickelten sich Handwerke und kunstreiche Gewerbe, worin nun die Abendländer mit den Bewohnern des Morgenlandes wetteiferten; ein lebhafter Verkehr und Handel, der namentlich auch durch die in die Zeit der Kreuzzüge fallende Erfindung des Compasses einen großen Aufschwung erhalten hatte, brachte Wohlstand in das Haus der Bürger. Endlich gelangte während der Kreuzzüge mancher Leibeigene in den Stand der freien Bauern, z. B. indem sein Herr, um Geld für die Pilgerfahrt zu bekommen, sich Abgaben und andere Lasten abkaufen ließ.

So wußte die Hand Gottes aus dem, was die Menschen unternommen, etwas ganz Anderes hervorzurufen, als diese gedacht hatten.

14. Zwei wichtige Erfindungen.

Die Menschen haben unzählige Erfindungen gemacht; aber von größerer Wichtigkeit ist wohl keine gewesen, als die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. Das Schießpulver soll ein deutscher Mönch, Berthold Schwarz, 1354 n. Chr. erfunden haben. Dieser hatte sich, wie viele Leute

damaliger Zeit, in den Kopf gesetzt, daß er wohl den Stein der Weisen finden könne, d. h. die Kunst, aus Jeglichem, was gerade zur Hand war, Gold zu machen. Da saß er denn in seiner einsamen Zelle und mischte allerlei Stoffe zusammen; aber es wollte immer nicht kommen, was er suchte. Einmal aber zerstieß er Schwefel, Salpeter und Holzkohlen in einem eisernen Mörser und deckte denselben mit einem Stein zu. Gegen Abend, als er mit der Arbeit fortfahren wollte, schlug er Feuer an, um ein Licht anzuzünden; aber mit einem Male blitzte und knallte es ihm um die Ohren, der Stein flog prasselnd vom Mörser gegen die Decke und Berthold in eine Ecke. „Das ging noch gut!“ sagte der erschockene Mönch, als er wieder aufstand, und erzählte nun andern Leuten, wie es ihm gegangen. — Man dachte der Sache weiter nach und fing bald an, solche Mörser mit in den Krieg zu nehmen und daraus anfangs Steine und später eiserne Kugeln gegen den Feind zu schießen. Nach und nach wurden die Kanonen und Gewehre erfunden, und Berthold Schwarz, der Mann in der stillen friedlichen Klause, ist anzusehen als der Schöpfer der Donner des Krieges und seiner furchtbaren Geschosse.

Wichtiger noch, wenigstens segensreicher, als die Erfindung des Pulvers, ist die der Buchdruckerkunst. Wer vor 500 Jahren gern ein Buch haben wollte, mußte es selbst abschreiben oder von Mönchen abschreiben lassen, und das war natürlich sehr theuer. Eine einzige Bibel kostete wohl 600 Gulden. Darum hatten damals nur reiche Leute etliche Bücher; arme konnten keine kaufen, lernten auch selten lesen. Da kam nun im Jahr 1440 ein gescheider Mann, Johann Gutenberg, aus Mainz gebürtig, auf den glücklichen Gedanken, Buchstaben verkehrt auf ein Brett zu schneiden, zu schwärzen und abzudrucken. Gleich der erste Versuch gelang ziemlich gut. Mit einem solchen Brett konnte er schnell dieselbe Seite viele tausend Male abdrucken. Es war aber recht schade, daß er das Brett später nicht wieder gebrauchen konnte. Deswegen schnitt er die Buchstaben nicht mehr auf einem Brette aus, sondern einzeln auf buchenen Stäbchen, band diese zusammen und druckte sie ab. Nach dem Gebrauche nahm er sie wieder aus einander und setzte sie zu andern Wörtern und Zeilen zusammen. Nun wollte er seine Erfindung gern in's Große treiben. Da er selbst aber arm war, verband er sich mit dem reichen Goldschmied Faust, und dieser zog noch Peter Schöffer, einen sehr geschickten Gießer, mit

in den Bund. Schöffer fing nun auch bald an, Lettern aus Metall zu gießen, und nun druckten die drei Männer zusammen gar manches Buch. Faust aber war eigennützig und wollte das Geld, welches er dem Gutenberg geben mußte, ersparen. Darum überwarf er sich mit ihm, nahm für sein vorgeschossenes Geld sämmtliche Lettern und die Druckerpresse, so daß der brave Mann in Dürftigkeit starb, ohne daß er für seine Kunst belohnt worden wäre, wie er es um die Welt verdient hatte.

15. Die Entdeckung Amerika's.

Im fünfzehnten Jahrhundert lebte zu Genua in Italien ein Tuchweber, Namens Columbo. Der hatte einen Sohn, der hieß Christoph, den er, obgleich er arm war, doch fleißig zur Schule schickte und zum Lesen, Schreiben und Rechnen ernstlich anhielt. Nach dem Unterricht mußte Christoph dem Vater helfen spulen und Wolle kratzen. Hatte Christoph recht fleißig gearbeitet, so durfte er hernach zur Belohnung ein Geschichtenbuch oder eine Reisebeschreibung lesen, und das that er für sein Leben gern. Die vielen Reisebeschreibungen aber begeisterten unsern Christoph so sehr, daß er schon in seinem vierzehnten Jahre mit Erlaubniß seiner Eltern als Schiffsjunge mit nach Portugal fuhr. Da er sehr verständig, treu und fleißig war, erwarb er sich die Liebe seiner Vorgesetzten in hohem Grade und wurde mit der Zeit Offizier.

Damals dachte man nun gerade viel darüber nach, wie man wohl am leichtesten nach Ostindien kommen könne, wo der Pfeffer wächst, und woher der Reis, der Kaffee, der Zimmt, der Zucker und die köstlichen Perlen und Diamanten kommen. Christoph Columbo oder, wie er später heißt, Columbus meinte: „Da die Erde eine große Kugel ist, und Ostindien weit hin gen Osten liegt, so muß man auch dahin gelangen, wenn man immer nach Westen zu fährt.“ Eine solche Fahrt zu machen, war sein heißester Wunsch; aber er hatte leider kein Schiff. Er theilte daher den Rathsherren in Genua seine Meinung und seinen Wunsch mit; aber die dachten: „Columbus ist ein Narr!“ und gaben ihm keine Schiffe. Auch in Portugal wies man ihn ab. Da ging er nach Spanien, wo König Ferdinand noch mit Vertreibung der Araber zu thun hatte. „Du Thor“, sprach man daselbst, „wenn du nach Westen segelst, geht's ja immer bergab, weil die Erde eine Kugel ist. Wie willst du

denn hernach den Wasserberg wieder heraufschiffen?" Königin Isabella war aber verständiger. Als Columbus acht Jahre gewartet hatte, erhielt er endlich 3 kleine, elende Schiffe und 90 Mann, welche noch dazu meist aus den Gefängnissen entlassene Verbrecher waren. Mit diesen wagte er sich 1492 im Vertrauen auf Gott hinaus auf's unbekannte, wilde Meer. Der Wind war günstig, und die Fahrt ging schnell; aber doch dauerte sie zehn Wochen. Anfangs hatten die Schiffer guten Muth; aber als sie schon etliche Wochen von Haus waren, als sie nur über sich den Himmel und um sich her nichts erblickten, als das weite, weite Meer, da wurden auch die Kühnsten verzagt. Alle glaubten sich dem sichern Tode Preis gegeben und droheten ihrem Anführer, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehre. Columbus indeß blieb ruhig und unerschüttert. Er besänftigte die Zürnenden einigermaßen durch sein heiteres Vertrauen und suchte auf alle Weise ihre gesunkenen Hoffnungen immer wieder aufzurichten. Doch zuletzt war Alles vergebens. Die Schiffsleute wollten den Columbus ermorden, und nur der Gedanke, wer sie dann zurückführen solle, hielt sie noch davon ab. Da verlangte Columbus noch drei Tage Frist. Sähe man dann kein Land, so wolle er umkehren. Das gehen sie ein. — Und schon am folgenden Tage erreicht das Senkblei Grund; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren kommen angeschwommen, und Landvögel umflattern die Masten. Allein die Sonne geht unter, und noch sieht man kein Land. Endlich zwei Stunden vor Mitternacht erblickt Columbus in der Ferne ein Feuer; und — „Land! Land!" erscholl es aus jeder Brust. Alle stürzten einander in die Arme, Alle weinten vor Freude und baten Columbus knieend um Vergebung. Drauf sangen sie Loblieder Gottes; und als der Morgen anbrach, da sahen sie, o, wer beschreibt die Freude! eine schöne grüne Insel vor sich liegen. Mit Sonnenaufgang ruderten sie unter kriegerischer Musik an's Land, warfen sich betend nieder und küßten voll Dank und Freude den sichern Erdboden. Columbus nannte die Insel nach den rohen Tönen ihrer wilden Bewohner Guanahani und nahm sie im Namen des Königs von Spanien in Besitz. — Man fand daselbst zwar nicht die Schätze Ostindiens; aber die Wilden waren in Nasen und Ohren mit vielen Goldblechen behängt, und als sie der Spanier große Begierde nach diesen bemerkten, zeigten sie nach Süden. Columbus schiffte weiter und kam nach der großen Insel Cuba. Auch hier liefen Schaaren von nackten Wilden umher, und als

man diesen Goldbleche vorhielt, zeigten sie nach Osten. So entdeckte Columbus eine Insel nach der andern. Auch das Festland fand er später noch auf, und so ward Amerika entdeckt. Die Bewohner waren indeß allesammt rohe, wilde Götzendiener, und ihre liebste Speise war das Fleisch der Gefangenen und der getödteten Feinde. Darum ließ Gott auch als Zuchtruthe die Spanier über sie kommen. Diese hätten den armen Heiden nun freilich das Evangelium von Jesu Christo in aller Liebe verkündigen sollen. Statt dessen aber gingen sie ihrer Goldgier nach, und um diese zu befriedigen, mißhandelten sie die Armen oft auf das grausamste und erwürgten sie zu Tausenden. Columbus wollte solchem Unwesen steuern; aber er vermochte es nicht. Ja, er wurde von schändlichen Spaniern bei Hofe sogar arg verleumdet, daß man ihn in Ketten legen und nach Spanien zurückführen ließ. Da wurde er zwar von den Ketten wieder befreit; aber doch erntete er am Ende für seine große Entdeckung nur schlechten Lohn. — Den Spaniern floß nun zwar eine große Menge Gold und Silber aus Amerika zu; aber das Alles brachte ihnen keinen Segen. Spanien ist jetzt ein recht unglückliches Land. — Was die Spanier an jenen armen Heiden versäumt haben, das machen jetzt andere Christen wieder gut, welche Missionäre hinschicken, und die Predigt vom Evangelium hat dort den lieblichsten Fortgang.

16. Die Türkennoth.

Der Erbfeind der Christen war seit alter Zeit der Türke. Der hätte gern das ganze Abendland erobert und unter seinen Halbmond gebracht; aber er wurde jederzeit aus Deutschland hinausgeleuchtet. 1529 zog der Sultan mit einem Heere von 300,000 Mann gegen Wien heran. Dieses wurde nur von 21,000 Mann vertheidigt; aber jeder Krieger war ein Held. So oft der Sultan sein blutdürstiges Volk vor die Mauern und Wälle trieb, so oft wurde es von den begeisterten Kriegern zurückgeschlagen, und obwohl die Breschen klafften und viele Minen aufflogen, seine Macht wurde zu Schanden vor der Deutschen Vaterlandsliebe. Unter Mord und Brand zogen die Türken nach Ungarn zurück; aber Wien war das Bollwerk der abendländischen Christenheit geworden.

So hatte Deutschland so ziemlich Ruhe vor diesen ungebetenen Gästen; allein im Jahr 1683 belagerten sie

abermals Wien. Die kaiserliche Familie flüchtete nach Bayern; Graf von Stahremberg aber vertheidigte mit 12,000 Mann Linientruppen und den bewaffneten Bürgern die Stadt auf's Heldenhafteste. Die ganze Gegend von Wien wurde verheert, und täglich stiegen Feuersäulen empor. Die Türken schlugen nun ihr Lager in einem ungeheuren Halbmonde, der wohl einen Umfang von 3 Meilen hatte, um die Stadt, und man rechnete an 50,000 Zelte. Gemächlich eröffneten sie verschiedene Laufgräben, die sie überdeckten und mit Sandsäcken belegten, damit ihnen die Bomben und Granaten keinen Schaden thun konnten. Am zehnten Tage liessen sie die ersten Minen auffliegen, und dieses beängstigende Schauspiel wiederholte sich täglich, so dass endlich ein Theil der dicksten Mauer aus seiner Grundfeste gerissen wurde. Achtzehnmal wurde Sturm gelaufen; vierundzwanzigmal dagegen fielen die Belagerten aus; denn kein Sturm, selbst nicht die einbrechenden Seuchen und der Hunger konnten die Standhaftigkeit der Wiener beugen. Aber ihre Zahl schmolz täglich mehr; Nothraketen vom Stephansthurme verkünden die höchste Gefahr; — da erscheint der Polenkönig Sobiesky mit einem Hilfsheere im Lager des Herzogs von Lothringen, und Beide eilen nun auf kürzestem Wege nach der heissbedrängten Stadt. Fürst von Waldeck, »die alte mürrische Kriegsgurgel,« führte das Reichsheer in die feindlichen Linien. Diess machte den türkischen Befehlshaber höchst bestürzt und kleinmüthig. Seine erste Handlung war, dass er 30,000 gefangene Christen in seinem Lager niederhauen liess. Nun wurden die Barbaren mit Muth angegriffen und überall zurückgeworfen. Panischer Schrecken ergriff die Türken, die nun unaufhaltsam davon eilten. 20,000 wurden niedergemetzelt und 50,000 hatte ihnen die Belagerung schon gekostet. Da sie Alles im Stiche liessen, so war die Beute der Sieger unermesslich. 300 Geschütze, alle Zelte, namentlich das reiche Zelt des Grossveziers mit den Feldkassen und Kanzleien sowie die juwelenbesetzten Waffen mit dem Reitzeug etc. fielen in die Hände der Sieger.

Bei dieser glorreichen Entsatzschlacht verrichtete auch der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern mit seinen 12,000 Kriegern Wunder der Tapferkeit. Er verfolgte den Feind bis Ofen, hieb die Polen bei Barkan heraus,

half Ofen, Pesth und Neuhäusel erstürmen, erfocht mit dem Prinzen Eugen von Savoyen den grossen Sieg bei Mohacz (1687) und war der erste auf den hohen Wällen Belgrad's. Die Türken hiessen den tapfern Kurfürsten nur »den blauen König.« Gross war sein Ruhm, aber erkauft mit 30,000 Bayern und vielen Millionen Gulden, dem Schatze seines Vaters.

17. Prinz Eugenius.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum liefern
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man konnt' hinüber rucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als die Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passir'n den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigsten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken fouragiren,
So viel als man kunnt' verspüren,
An die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er stracks zusammen kommen
Sein' General und Feldmarschall.
Er thät sie recht einstruiren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man sollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht;
Da sollt' All's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte.
Ganz still ruckt man aus der Schanz;
Die Musketier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten;
Es war fürwahr ein schöner Tanz.

Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall;
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder;
Greift den Feind nur herzhaft an!

Ihr Konstabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Kartaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon!

Prinz Ludewig der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

18. Der Kaiser als Lehrling.

Den Wahn Vieler, als ob sie zu alt, zu reich oder zu vornehm wären, um etwas Nützliches zu lernen und das früher Versäumte nachzuholen, theilte Peter der Große, Kaiser von Rußland, nicht, indem er nicht nur rastlos bemüht war, seine äußerst vernachlässigte Verstandesbildung durch Fleiß und Aufmerksamkeit zu vervollkommen, sondern auch sich nicht schämte, da als

Lehrling die niedrigsten und beschwerlichsten Handreichungen zu thun, wo er irgend etwas Nützliches lernen konnte.

Wiewohl er schon in seinem 10. Lebensjahre zum Zaar (Kaiser) erwählt worden war, so überließ er doch, weil er nur zu sehr fühlte, wie viel ihm fehle, seiner Schwester noch 7 volle Jahre die Regierung. Unterdessen suchte er sich unter der Leitung eines Genfers, Namens Le Forte, zu einem tüchtigen Soldaten zu bilden. Auf einem Dorfe, wohin er sich zurückgezogen hatte, errichtete er sich aus seinen Altersgenossen ein Regiment, diente darin, um den Dienst ordentlich zu erlernen, selbst vom Trommelschläger auf, lebte als gemeiner Soldat von seinem Solde, zog mit auf die Wache und stieg nach und nach bis zum Offizier. Erst als er sich die Liebe seiner Soldaten, unter welche er viele Ausländer aufnahm, versichert hielt, und sich tüchtig zum Herrschen fühlte, übernahm er selbst die Zügel der Regierung. Kaum hatte er sich aber auf dem Thron befestigt, eine Ordnung in die Angelegenheiten des ungeheuern Reichs gebracht und sich nach Auflösung der aufrührerischen Strelitzen (Leibgarde) der Treue seiner Truppen versichert: so trat er, von Wißbegierde getrieben und aller Zeichen seiner kaiserlichen Würde entkleidet, eine Reise durch Deutschland, Holland und England an. In seinem Gefolge hatte er, außer einer Anzahl junger Edelleute, die mit ihm zugleich in die Schule gehen sollten, nur seinen Kammerdiener, einen Bedienten und einen Zwerg, für den er eine besondere Vorliebe hatte. In Deutschland suchte er von den Gelehrten zu lernen und besuchte gern ihre Hörsäle und Kirchen. In Holland trat er als Schiffszimmermann unter dem angenommenen Namen Peter Michaelof in die Lehre und vollendete mit eigener Hand ein Kriegsschiff von 60 Kanonen, das er nach Archangel, einer Stadt am weißen Meere, sandte. Von seiner Werkstätte aus und während der Arbeit gab er Befehle an die russische Regierung. Auch Chirurgie erlernte er hier, und nahm selbst manche Operation, besonders Zähneausnehmen, eigenhändig vor. Man erzählt, einst habe er einer Person, welche an der Wassersucht krank lag, das Wasser abgezapft, und als diese kurz nach der Operation gestorben sei, sie mit zu Grabe begleitet. Von Holland ging er nach England, um das englische Seewesen kennen zu lernen, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er wolle eben so gern englischer Admiral, als russischer Kaiser sein. Hierauf nahm er seinen Weg wieder nach Deutschland und wollte eben die Schweiz und Italien besuchen, um

sich insbesondere in der Uhrmacherkunst, die er sehr liebte, und in Venedig in der Schiffsbaukunst zu vervollkommen, als er durch die Nachricht von einem neu ausgebrochenen Aufstande der Strelitzen in seine Staaten zurückgerufen ward. Nach seiner Rückkehr hatte er nun alle Hände voll zu thun, das Erlernte anzuwenden und seine Pläne zur Bildung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Er ließ nicht nur Bücher aus fremden Sprachen in's Russische übersetzen und Schulen anlegen, sondern erklärte auch diejenigen, welche nicht lesen und schreiben konnten, des väterlichen Erbes für verlustig. Er führte den Gebrauch des Schreibpapiers in Rußland ein und schaffte eine Buchdruckerei von Holland nach Moskau, der damaligen Hauptstadt des Reichs. Zu Petersburg, das er im Jahre 1703 mit ungeheurer Anstrengung und kaum glaublicher Schnelligkeit erbaute und zu seiner Residenz erhob, errichtete er eine Apotheke, eine Sternwarte und eine Akademie der Wissenschaften und schaffte die sklavische Sitte, vor dem Zaar niederzufallen, ab, verbot die Glücksspiele, stiftete Hospitäler, Waisen- und Arbeitshäuser, ließ die Landstraßen ausmessen, führte Brief- und Reiseposten ein, verbesserte das Maß- und Münzwesen, beförderte den Handel und brachte durch Berufung ausländischer Handwerker und Künstler die Gewerbe in Aufnahme. Das Alles war die Frucht seiner Reisen, auf denen er Alles mit eigenen Augen und mit empfänglichem Sinn für das Gute und Nützliche gesehen und, wo er nur immer konnte, selbst Hand angelegt hatte. Jetzt sah er erst, wie weit sein Volk noch zurück war; jetzt wußte er aber auch, was er thun und wie er's angreifen müsse, um den Grund zu seiner Bildung zu legen. Und wenn es ihm auch nicht gelang, Alles so herzustellen, wie es vor seiner Seele stand, vorzüglich da er die längste Zeit seiner segensreichen Regierung mit auswärtigen Mächten Krieg zu führen hatte, so hat er doch den Ruhm für sich, eben dadurch, daß er sich nicht schämte, noch als Mann und Kaiser Lehrling zu sein, seinem Volke für alle Folgezeit unendlich viel genützt zu haben.

19. Frankreich gegen Deutschland.

Von eher ist Frankreich der schlimmste Nachbar Deutschlands gewesen. Aus Eifersucht unterstützte es alle feindlichen Angriffe auf dasselbe; aus Habsucht benützte es jede Gelegenheit, sich ein Stückchen von Deutschland anzueignen. So mischte es

sich im dreißigjährigen Kriege in dessen innere Angelegenheiten und wußte sich bei Beendigung desselben, 1648, den Besitz vom Elsaß, sowie von Breisach und Philippsburg, den Schlüsseln zu Oberdeutschland, zu sichern. Noch genügte aber den Franzosen dieser Raub an Deutschland nicht, sondern sie suchten auch die übrigen schönen Länder am linken Rheinufer an sich zu reißen. Vor Allem gelüstete sie nach der großen und festen freien Reichsstadt Straßburg. Mitten im Frieden, ehe sich die Bürger nur besinnen oder zur Gegenwehr rüsten konnten, nahm sie der Franzosenkönig Ludwig XIV. 1681 sammt der ganzen Landschaft weg. Etwa zehn Jahre darauf ergriff Frankreich sogar offen die Waffen gegen Deutschland, und damit die deutschen Heere in einigen Gegenden keinen Unterhalt fänden, verwandelten die Franzosen die blühenden Länder am Oberrhein und der Pfalz in Einöden, zogen von Ort zu Ort, steckten die Städte in Brand und vertrieben die hilflosen Bewohner. Freilich rief solch unerhörtes Verfahren beinahe ganz Europa wider Frankreich zum Schwerte; allein nach einem fast zwölfjährigen Kriege mußte Frankreich zwar einige deutsche Festungen herausgeben, durfte aber Straßburg und den Elsaß dennoch behalten.

Im Jahr 1789 brach in Frankreich in Folge von allerlei Mißbräuchen eine furchtbare Empörung aus, deren Lenker sich so weit vergaßen, daß sie selbst die Person des Königs antasteten. Ludwig XVI. starb auf dem Schaffot. Ganz Europa erhob sich gegen diesen Frevel; die Anstifter bezahlten ihn mit ihrem Blute; aber die damaligen Lenker des französischen Staates wußten ihr Volk so sehr gegen die Einmischung des Auslandes aufzuregen, daß es wie ein Mann aufstand und fast in allen Schlachten siegreich war. Leider waren die Deutschen damals nicht einig oder doch nicht immer aufrichtig gegen einander, und das Vaterland erlitt dadurch in einer langen Reihe von Jahren manche Trübsal, welche ihm durch einträchtiges Zusammenhalten gegen den gemeinschaftlichen Feind wohl hätte erspart werden können. So schloß ein Theil der Deutschen, ohne die andern zu befragen, im Jahr 1795 mit Frankreich den Baseler Frieden und trat ihm dadurch das ganze linke Rheinufer ab. Allerdings hatte der deutsche Kaiser in diesen Frieden nicht eingewilligt; aber Frankreich konnte jetzt seine Streitkräfte mehr vereinigen, und so wurde endlich, trotz der Siege, welche der Erzherzog Carl in Deutschland erfocht, durch die Verluste in Oberitalien der Frieden von Campo Formio herbeigeführt,

wodurch den Franzosen noch weit mehr zugestanden wurde, als ihnen durch den Baseler Friedensschluß bereits eingeräumt war.

In jenen italienischen Feldzügen trat zuerst Napoleon Bonaparte mit seinem bewunderungswürdigen Feldherrntalente auf und verblendete alsbald einen großen Theil seines Volkes durch seine glorreichen und glücklichen Schlachten. Im Jahr 1798 unternahm er einen Feldzug nach Aegypten. Als er 1799 zurückkehrte, gewann er durch neue Siege die Herzen der Franzosen, und im Jahr 1804 erhob ihn das wandelbare Volk, welches elf Jahre vorher seinen König gemordet hatte, auf den Kaiserthron. Auch als Kaiser hat Napoleon oftmals die fremden Heere überwunden. Eigenmächtig vereinigte er einige italienische Landstriche mit Frankreich und machte das übrige Italien zu einem Königreiche für seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois. Er brach dadurch den Frieden und mußte nun seine Waffen gegen Rußland und Oesterreich wenden. Mit unglaublicher Schnelligkeit bahnte er sich den Weg durch Deutschland, bemächtigte sich der stark besetzten Festung Ulm, schlug dann im Dezember 1805 bei Austerlitz die Heere der Russen und Oesterreicher, schloß mit Oesterreich einen für ihn überaus vortheilhaften Frieden und nöthigte hierauf im Juli 1806 die süddeutschen Fürsten zum Abschlusse des sogenannten Rheinbundes. In Folge desselben hatten die genannten Fürsten mit ihren deutschen Heeren dem Kaiser der Franzosen unbedingte Heerfolge zu leisten. Damit war die Selbstständigkeit des deutschen Reiches nach mehr als tausendjährigem Bestande vernichtet, und Kaiser Franz legte deshalb die deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte sich am 6. August 1806 zum erblichen Kaiser von Oesterreich.

Das Maß unseres Elendes war noch nicht voll; aber doch hatte das Unglück bereits manches Herz geläutert, und dies ist immer der Anfang einer besseren Zeit, wenn auch noch manche harte Prüfung bevorsteht.

Preußen konnte den Uebermuth Napoleons nicht ertragen und hatte auch, trotz seiner früheren Nachgibigkeit, gar manche Kränkung von ihm erlitten. Es schloß deshalb ein Bündniß mit Rußland, Sachsen, Schweden und England und erklärte Frankreich am 8. Oktober 1806 den Krieg. Da zog Napoleon sogleich mit einem Heer von 100,000 Streitern heran, siegte am 14. Oktober in der blutigen Schlacht bei Jena und zog in Folge dieses Sieges schon am 25. in Berlin ein. Hierauf

wurde Norddeutschland besetzt und ein Feldzug gegen Rußland vorbereitet. Auch die russische Armee wurde im Februar und Juni 1807 in den Schlachten bei Eylau und Friedland besiegt; Napoleon diktirte den Frieden von Tilsit und errichtete für seinen Bruder Hieronymus das Königreich Westphalen.

Als im Jahr 1809 Oesterreich sich abermals zum Kampfe für Deutschland erhoben, der Krieg jedoch, trotz der Heldenthaten des Erzherzogs Carl, sich abermals zu Gunsten Napoleons entschieden hatte, kam es so weit, daß Kaiser Franz sogar eine seiner Prinzessinnen dem neuen Kaiser zur Ehe geben mußte. Dieser hatte jetzt Alles erreicht, was ein Mensch vom überschwänglichsten Glück erlangen kann; aber der Ehrgeiz hat das Eigenthümliche, daß er nie gesättigt wird und nie sich selbst überwinden lernt. Hierdurch läßt ihn Gott seiner Strafe anheim fallen. Auch Napoleon ist diesem Schicksale nicht entgangen.

Im Jahr 1812 überzog er den russischen Kaiser Alexander mit Krieg und kam bis Moskau, einer der Hauptstädte Rußlands. Die Russen zündeten aber diese Stadt an, und Napoleon mußte den Rückzug aus Rußland antreten, auf welchem er durch Kälte, Hunger und Feinde fast seine ganze Armee verlor. Er hatte bald wieder eine zweite auf den Beinen und eilte mit derselben 1813 nach Deutschland seinen Feinden entgegen. Ungeachtet er zuerst mehrmals siegte, so ward er doch zuletzt selbst besiegt in der großen Völkerschlacht bei Leipzig.

20. Der 18. October 1813.

Hör', liebe deutsche Jugend, an,
Was heute Gott, der Herr, gethan;
Nimm's wohl zu Ohr und Herzen!
Das Land, da ihr geboren seid,
Das Land der Treu und Redlichkeit
War einst ein Land der Schmerzen.

Ein fürchterlicher Zwingherr kam,
Der uns die liebe Freiheit nahm
Und schlug mit eh'rnen Ruthen.
Der Vater musste frohnen geh'n,
Der Sohn weit weg zu Felde steh'n,
Für unsre Dränger bluten.

Da sah der Herr vom Himmel drein,
Erbarmt' sich unsrer Noth und Pein
Und fuhr herab im Wetter.
Held Blücher und Held Schwarzenberg,
Von Gott erseh'n zum grossen Werk,
Die wurden Deutschlands Retter.

Bei Leipzig, in der Völkerschlacht,
Da ward dem Feind Garaus gemacht;
Wir schlugen ihn zu Boden!
Und Fürst und Volk fiel auf die Knie:
»Gott hat's gethan!« so riefen sie,
Und schöpften wieder Odem.

Drum, wer ein Deutscher heissen mag,
Halt' im Gedächtniss diesen Tag
Auf ew'ge, ew'ge Zeiten;
Und kommt ein Feind, gebt euch die Hand,
Lasst uns für's liebe Vaterland
Wie die bei Leipzig streiten!

Druck von W. Gärtner.



wurde Norddeutschland besetzt und ein Feldzug gegen Rußland vorbereitet. Auch die russische Armee wurde im Februar und Juni 1807 in den Schlachten bei Eylau und Friedland besiegt; Napoleon diktirte den Frieden von Tilsit und errichtete für seinen Bruder Hieronymus das Königreich Westphalen.

Als im Jahr 1809 Oesterreich sich abermals zum Kampfe für Deutschland erhoben, der Krieg jedoch, trotz der Heldenthaten des Erzherzogs Carl, sich abermals zu Gunsten Napoleons entschieden hatte, kam es so weit, daß Kaiser Franz sogar eine seiner Prinzessinnen dem neuen Kaiser zur Ehe geben mußte. Dieser hatte jetzt Alles erreicht, was ein Mensch vom überschwänglichsten Glück erlangen kann; aber der Ehrgeiz hat das Eigenthümliche, daß er nie gesättigt wird und nie sich selbst überwinden lernt. Hierdurch läßt ihn Gott seiner Strafe anheim fallen. Auch Napoleon ist diesem Schicksale nicht entgangen.

Im Jahr 1812 überzog er den russischen Kaiser Alexander mit Krieg und kam bis Moskau, einer der Hauptstädte Rußlands. Die Russen zündeten aber diese Stadt an, und Napoleon mußte den Rückzug aus Rußland antreten, auf welchem er durch Kälte, Hunger und Feinde fast seine ganze Armee verlor. Er hatte bald wieder eine zweite auf den Beinen und eilte mit derselben 1813 nach Deutschland seinen Feinden entgegen. Ungeachtet er zuerst mehrmals siegte, so ward er doch zuletzt selbst besiegt in der großen Völkerschlacht bei Leipzig.

20. Der 18. October 1813.

Hör', liebe deutsche Jugend, an,
Was heute Gott, der Herr, gethan;
Nimm's wohl zu Ohr und Herzen!
Das Land, da ihr geboren seid,
Das Land der Treu und Redlichkeit
War einst ein Land der Schmerzen.

Ein fürchterlicher Zwingherr kam,
Der uns die liebe Freiheit nahm
Und schlug mit eh'rnen Ruthen.
Der Vater musste frohnen geh'n,
Der Sohn weit weg zu Felde steh'n,
Für unsre Dränger bluten.

Da sah der Herr vom Himmel drein,
Erbarmt' sich unsrer Noth und Pein
Und fuhr herab im Wetter.
Held Blücher und Held Schwarzenberg,
Von Gott erseh'n zum grossen Werk,
Die wurden Deutschlands Retter.

Bei Leipzig, in der Völkerschlacht,
Da ward dem Feind Garaus gemacht;
Wir schlugen ihn zu Boden!
Und Fürst und Volk fiel auf die Knie:
»Gott hat's gethan!« so riefen sie,
Und schöpften wieder Odem.

Drum, wer ein Deutscher heissen mag,
Halt' im Gedächtniss diesen Tag
Auf ew'ge, ew'ge Zeiten;
Und kommt ein Feind, gebt euch die Hand,
Lasst uns für's liebe Vaterland
Wie die bei Leipzig streiten!

Druck von W. Gärtner.